

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Württemberg
Landbibliothek
Stuttgart



**SCHWÄBISCHER HEIMATBUND
KONRAD THEISS VERLAG STUTTGART**

**JAN.-MÄRZ 1983
HEFT 1**

7a692

SCHWÄBISCHE HEIMAT

34. Jahrgang Heft 1

Januar – März 1983

Herausgegeben vom
SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND

Redakteur: Martin Blümcke

Redaktionsausschuß: Martin Blümcke, Helmut Dölker, Wolfgang Irtenkauf, Heidi-Barbara Kloos, Hans-Martin Maurer, Fritz Oechßler, Wilfried Setzler.

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint vierteljährlich. Mitglieder des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erhalten die Zeitschrift als Vereinsgabe; beim Bezug durch den Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt der Preis jährlich DM 30,-, für Einzelhefte DM 8,- (zuzügl. Versandkosten, incl. 6,5% MwSt.).

Anfragen und Mitteilungen (Anschriftenänderungen!) werden an die Geschäftsstelle des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erbeten: Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 223243.

Zahlungen für den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND nur auf dessen Konten

Postscheckamt Stuttgart (BLZ 600 100 70) 30277 01
Landesgirokasse Stuttgart (BLZ 600 501 01) 2 164 308
Deutsche Bank AG Stuttgart (BLZ 600 700 70) 1 435 502.

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint im Konrad Theiss Verlag GmbH, Villastraße 11, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 432981.

Anzeigenverwaltung: Hans Jürgen von Elterlein, Joringelweg 5, 7000 Stuttgart 80, Telefon (07 11) 71 19 20.

Druck: Grafische Betriebe Süddeutscher Zeitungs-
dienst Aalen.

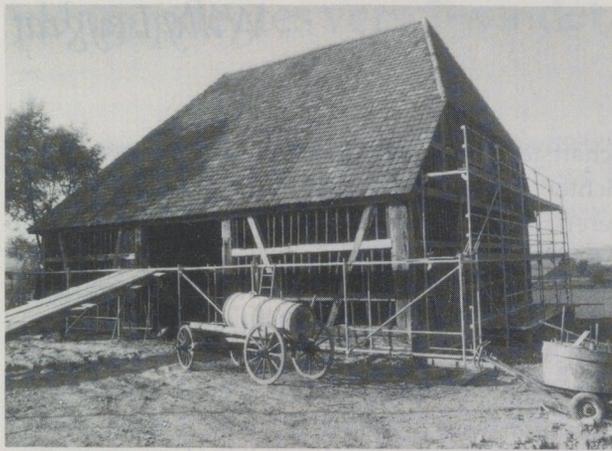
Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos, Besprechungsexemplare usw. wird keine Garantie übernommen.

Nachdruck und andere Vervielfältigung – auch aus-
zugsweise – nur mit Genehmigung der Redaktion.

Anschrift der Redaktion:
Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 223243.

Inhalt

MARIA HEITLAND Zur Sache	1
WILLY LEYGRAF Heimatarbeit vor Ort	2
HANS FREI «Ungepflegtes verschwindet, vergeht»	3
ALBERT ROTHMUND Hammerschmiede Gröningen ist fertiggestellt ..	10
WOLFGANG IRTENKAUF Wanderungen in die Vergangenheit (13): Hirsau, das «deutsche Cluny»	13
WOLFGANG IRTENKAUF Das älteste Hirsau-Bild – eine Arbeit von Sebald Bopp?	15
RAINER JOOSS «baider land und lute – in ain regiment» Der Münsinger Vertrag von 1482	18
WILLI A. BOELCKE Über Feuerbachs Aufstieg zur Industriestadt	21
HEINZ RISEL Das KZ Neckargartach bei Heilbronn	29
HERMANN BAUSINGER Gerd Gaisers Heimkehr ins Zeitlose – eine Skizze zur Nachkriegsliteratur	34
HUGO BORGER Archäologische Wüste? Zur Situation der Bodendenkmalpflege	37
HUBERT KRINS Der historische Hausbestand – Kampf um eine verlorene Zukunft	42
HEINRICH MEHL Das Hohenloher Freilandmuseum in Schwäbisch Hall-Wackershofen	53
Buchbesprechungen	60
sh aktuell	69
Veranstaltungen und Studienfahrten	74



Das Titelbild

zeigt den Typ einer spätmittelalterlichen Scheune aus Obereppach bei Öhringen, das bisher älteste Bauwerk – nach der Bestimmung der Jahresringe wurden die Bäume 1549/50 gefällt, das in das Hohenloher Freilandmuseum Schwäbisch Hall-Wackershofen versetzt worden ist.

Das Hohenloher Freilandmuseum ist in unserem Land beim Aufbau regionaler Museen für alle Bauernhäuser fast so etwas wie ein Paradebeispiel. Das beginnt schon bei der Organisationsform, haben sich hier doch gleich zwei Landkreise – der Hohenlohe-Kreis und der Kreis Schwäbisch Hall –, mehrere Gemeinden und viele Privatleute zusammengesetzt, um einen Verein zu gründen, der alles trägt. Bei diesem Freilandmuseum hat von Anfang an ein Wissenschaftler, der Volkskundler Dr. Heinrich Mehl, das Konzept entworfen und den Ausbau überwacht.

Die Rat- und Hilflosigkeit der im Landesdienst stehenden Befürworter einer regionalen Lösung in nichtstaatlicher Trägerschaft bei der Rettung bäuerlicher Baukultur, diese jeden Ansatz begrüßende Planlosigkeit wird im Bereich Mittlerer Neckar besonders deutlich. Der Kreis Esslingen, einst hier Favorit, hat sich vor dieser Freiwilligkeitsleistung davongeschlichen, der Reutlinger Kreistag im September vergangenen Jahres angesichts der Kosten abgelehnt. Jetzt möchte der Landrat des Rems-Murr-Kreises, Horst Lässig, das «Altersheim für Bauernhäuser» in sein Revier ziehen: im Welzheimer Wald hat er das Areal des Brandhöfles bei Kaisersbach gekauft. Die Entfernung zu Wackershofen: 30 km Luftlinie. Die Einzugsgebiete für die Objekte berühren sich im Keupergebiet des Schwäbisch-Fränkischen Waldes noch kleinräumiger, käme es beim Brandhöfle zu einem regionalen Bauernhausmuseum Mittlerer Neckar.

Martin Blümcke

Maria Heitland: Zur Sache

Zur Sache heißt: Da ist etwas Aktuelles, das des Aufmerkens bedarf. Die Sache, um die es hier geht, ist der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND in eigener Sache und ein Jubiläum, das für 1984 heransteht.

Der Gedanke, auch in Württemberg eine eigene Heimatschutzbewegung zu gründen, datiert bis ins Jahr 1907 zurück. Damals beschäftigte sich Wilhelm Meyer-Ilschen (allen Nichtschwaben zum Trost: er war kein gebürtiger Württemberger) mit diesem Gedanken. Überlegungen wurden angestellt darüber, wie diese «Kulturidee» im ganzen Volke verbreitet werden könne. Man kam zu dem Ergebnis: «Das ist nur möglich, wenn sich alle Gleichgesinnten zusammenschließen zu einer großen Gemeinde, zu einem Verein, zu einem Bund für Heimatschutz.» Anfang März 1909 war es so weit: «In Übereinstimmung mit der Regierung wurde beschlossen, sich am selben Tag zu konstituieren, was dann am 12. März vormittags im Festsaal der Bauhütte zu Stuttgart unter glänzender Beteiligung einer großen Zahl von Männern und Frauen geschah.» Nachdem der «Herr Chefredakteur Ernst Keil (Neues Tagblatt) persönlich und wohl im Sinne aller Kollegen dem Bunde die herzlichen Sympathien der Presse, die kaum für irgendeine Sache freudiger eintreten könne, als für die des Heimatschutzes» ausgesprochen hatte, dankte der Vorsitzende «für die Bezeugung so warmer Sympathien». Der Württembergische Bund für Heimatschutz war Wirklichkeit geworden.

«Getrosten Mutes» gingen die Gründer an die Arbeit, getragen «von Heimatliebe, die die Voraussetzung sei für allen Heimatschutz».

Damit sind wir in unserer Gegenwart. Längst leben Schwaben und Nichtschwaben ganz selbstverständlich zusammen, lieben dieses Land, engagieren sich in Dörfern und Städten für das Wohl dieser Heimat, für ihre Landschaft, ihre Kultur und ihre Menschen.

Der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND sucht seine «alten und ältesten Mitglieder» und solche Mitglieder, die die elterliche Mitgliedschaft übernommen haben. Darüber fehlen in der Geschäftsstelle alle Unterlagen. Der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND sucht viele Werberinnen und Werber, damit zum 75. Geburtstag neue Mitglieder vermeldet werden können.

Der Tübinger Professor Carl Johannes Fuchs sprach es bei der Gründungsversammlung aus: «Wir haben die Zuversicht, daß wenn irgendwo, gerade hier ein Boden für eine erfolgreiche Heimatschutzbewegung ist.» Was wieder zu beweisen wäre.

Im Rahmen der Heimattage Baden-Württemberg, die vom 6. bis 12. September 1982 in Ravensburg stattfanden, hatte der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND eine Fachtagung vorbereitet unter dem Titel: Heimatarbeit vor Ort. Fast hundert Interessierte waren der Einladung ins Rathaus gefolgt und besprachen ihre Sorgen, formulierten ihre Wünsche und Hoffnungen. Bevor Dr. Hans Frei, der Bezirksheimatpfleger für Bayerisch-Schwaben, referierte, trug Willy Leygraf, der diese Tagung angeregt hatte und leitete, engagiert seine Sicht des Problems vor.

Vieles über das, was wir hier miteinander tun wollen, ist deutlich umschrieben, wenn wir den Titel unserer Unternehmung wörtlich verstehen: Es ist von Heimatarbeit die Rede, und nicht von Heimatpflege. Denn wir können in Baden-Württemberg ja nicht von einer ähnlichen Klarheit der Definition von Heimatpflege ausgehen wie unsere Nachbarn jenseits der Iller und schon gar nicht von der Sicherheit, die der Freistaat Bayern der Institution Heimatpflege gegeben hat.

Außerdem wollten wir die nicht seltene Verengung dieses Begriffs vermeiden, die nur oder vorwiegend auf Vergangenes ausgerichtet ist, oder auf eher Feierabendliches, Festliches. Und weiter wollten wir ausschließen, daß wir zunächst lang und breit Grundsatzdiskussionen führen müssen, um uns zu verständigen, wo unser Begriff von «-pflege» anzusiedeln sei zwischen Heiligen- und Tierpflege, zwischen Landschafts- und Altenpflege. Wir wollten ganz einfach das Vorurteil ausschließen, Heimat sei für uns – als eher theoretischer Begriff und Arbeitsgrundlage und auch als die jeweils örtlich-regionale Heimat – zum Pflegefall geworden. Nein, sie ist Aufgabe, Herausforderung. Wer sich ihr stellt, muß wissen, daß ihn vor allem Arbeit erwartet, Arbeit der vielfältigsten Art.

So viel vorab zur «Heimatarbeit». Und nun noch einige Anmerkungen zu dem Zusatz «vor Ort». Er wird nicht gedankenlos als modische Floskel verwendet anstelle des meist richtigeren «am Ort». Nein, hier ist der alte bergmännische Sinn gemeint: das äußerste Ende des Stollens, dort, wo die Knochenarbeit geleistet werden muß, wo der Abbau stattfindet. Nun, inzwischen wird im Bergbau die Arbeit vor Ort weithin von Maschinen getan. Für unsere Arbeit wird das wohl niemals möglich sein. Ob wir nun tatsächlich in harter Knochenarbeit Kulturdenkmale wiederherstellen, geschützte Land-

schaftsteile in Ordnung halten, Heimatmuseen einrichten, Grünanlagen oder Kinderspielplätze in unseren Städten schaffen und betreuen, oder ob wir in Archiven, an Schreibtischen, in Vortragssälen mit der eher theoretischen Seite der Heimatarbeit beschäftigt sind: Diese Arbeit läßt sich nicht über ein gewisses Maß hinaus mechanisieren. Hier besteht auch nicht die Gefahr, daß unsere Arbeitsplätze wegrationalisiert werden, denn im Bereich unserer Tätigkeit funktionieren die marktwirtschaftlichen Mechanismen nicht, durch die sich sonst die Verhältnisse von Kapital und Arbeit regulieren. Weil es uns immer an Geld fehlen wird für die Erfüllung unserer selbstgewählten Aufgabe, am Kapital also, und am damit – wie es scheint – schicksalhaft verbundenen Zwang, Profit zu erwirtschaften, was für unsere Tätigkeit schon wegen der sie bestimmenden Motive kein Ziel sein kann.

Aber dennoch hat die Entwicklung des Arbeitsmarktes mit unseren Tätigkeiten zu tun: So oder so wachsende freie Zeit von immer mehr Mitbürgern führt zu neuen und vermehrten Ansprüchen an die Freizeitqualität am jeweiligen Wohnort und in dessen näherer Umgebung. Das bedeutet nicht nur Belastung von Siedlungsraum und Landschaft durch vermehrte und vergrößerte Freizeiteinrichtungen. Es bedingt auch andere und neue Angebote durch Anleitung für die Erschließung dieser Freizeitwerte. Darin liegt für uns eine doppelte Chance: Es steht zum einen rasch zunehmend freie Zeit zur Disposition, die auch für Heimatarbeit erschlossen und nutzbar gemacht werden kann. Dazu ist es nötig, verständlich und plausibel zu machen, daß Freizeitwert oder Lebensqualität – und was der modischen Schlagworte mehr sind – eigentlich nur Aspekte von Beheimatung bezeichnen und einbezogen werden müssen in unsere Heimatarbeit vor Ort. Dazu ist es nötig – und hier sehe ich die andere Chance –, daß unsere Arbeit theoretisch und organisatorisch auf eine breitere gemeinsame Basis gestellt wird. Damit wir nicht länger der Gefahr ausgesetzt sind, für verlorene Häuflein gehalten zu werden, für heimatspflegerische Spezialisten oder gar Fachidioten. Damit wir nicht länger alle Erfahrungen – jeder für sich – noch einmal machen müssen, hier die eine Gruppe, eine andere dort. Und damit wir schließlich mit etwas mehr Kenntnis voneinander, mit etwas mehr Schulterschuß, mehr Solidarität wissen und spüren können, daß unsere Arbeit vor Ort auch gemeinsame Heimatarbeit ist.

Sie alle beweisen mit dem Besuch der Heimattage in Ravensburg und vor allem mit der Teilnahme an dieser Fachtagung an einem dienstfreien Samstag, daß Ihnen «Heimat» etwas bedeutet und daß Sie an Heimatarbeit und Heimatpflege interessiert oder gar aktiv tätig sind. Und sicherlich sind Ihnen bei den Bemühungen um die Heimat, bei der Erhaltung einer gefährdeten Feldkapelle, beim Schutz einer blumenreichen Feuchtwiese oder bei der Verhinderung eines dorfbildzerstörenden Straßenausbaus solche Gedanken gekommen, wie sie der Zweizeiler am Ende eines Gedichtes von Karl Höfner über das alte schwäbische Dorf zum Ausdruck bringt:

Des ischt jetzt alles nemme so!

S' ischt aber d' Hoimet emmer no!

Bei allen Ernüchterungen und Enttäuschungen ist es das gemeinsame Ziel, das uns anspornt und aufmuntert: Es got um d' Hoimet! Es geht um unseren Lebensraum, um die Erhaltung von Traditionen und Sachgütern, aber auch um die zukünftige Gestaltung von Dorf und Stadt, von Siedlung und Landschaft. Es geht um unsere Umwelt, um das totale Umfeld, denn die Heimat ist mehr als das Vergangene, als die Summe von Baudenkmalern, festlichen Trachten oder Mundartliedern. *Heimat, das ist der Ort, die Umgebung, die Landschaft, die Geräusche und Gerüche, Licht und Schatten, die Bräuche, Sprache und Zeichen, die mir vertraut sind, in denen ich mich bewegen kann, wo ich mich erhole und vergnüge*, so antwortete eine Schweizerin bei einer Umfrage nach dem, was ihr Heimat bedeute.

Als einer, der von Berufs wegen für die Heimat vor Ort und am Schreibtisch arbeitet, grüße ich Sie alle, die Sie amtlich oder freiwillig ähnliche Aufgaben wahrnehmen, sehr herzlich. Recht gerne bin ich der Aufforderung des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES nachgekommen, verbinden uns doch diesseits und jenseits der Iller gemeinsame Kulturtraditionen, und der Blick über den trennenden staatlichen Zaun, der Austausch von Erfahrungen kann wechselseitig der eigenen Arbeit förderlich sein.

Die Tatsache, daß ich ein Amt vertrete, das es im bayerischen Regierungsbezirk Schwaben seit mehr als 50 Jahren und seit der Nachkriegszeit auch in den übrigen bayerischen Bezirken, aber sonst nirgendwo in der Bundesrepublik gibt, mag eine Begründung sein, daß ich einleitend kurz darstelle, wie es zu dieser in der Aufgabenstellung vielfältigen, aber im Raum flächendeckend und klar abgegrenzten Einrichtung gekommen ist.

Da ist einmal das Gedankengut der Heimatschutzbewegung zu nennen, das hier wie in anderen Teilen Deutschlands im Zuge der Industrialisierung und Technisierung am Ende des 19. Jahrhunderts zur Abwehr von Gefahren für Landschaft, Stadtbild, Baudenkmalern u. ä. Eingang und Verbreitung gefunden hat. Am Anfang stehen in Bayerisch-Schwaben, ähnlich wie anderswo, die privaten Initiativen und die vereinsmäßigen Zusammenschlüsse, die zum Schutz bestimmter Objekte wie Burgen und Bauernhäuser oder zur Sammlung geistiger Überlieferungen wie Lieder, Tänze oder Sagen gegründet worden sind. Die örtlichen Vereine und Aktionsgruppen fanden nach 1900 in landschaftlichen oder landsmannschaftlichen Zusammenschlüssen ihren Überbau. In Bayern war es der Verein für Volkskunst und Volkskunde, der spätere Bayerische Landesverein für Heimatpflege; bei Ihnen in Württemberg der «Bund für Heimatschutz in Württemberg und Hohenzollern», der Vorläufer des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES. Neben anderen tatkräftigen Pionieren spielte in Bayerisch-Schwaben die Aktivität des Geistlichen Christian Frank eine wichtige Rolle. Er gab seit 1899 die Zeitschrift «Deutsche Gauen» heraus, um *Heimatkunde und Heimatliebe im Volk zu fördern*, und er gründete einen Verein zur Förderung heimatlicher Kunde, Kunst und Sitte, für den er in allen Städten und Landkreisen Obmänner zu gewinnen suchte.

Damit zielte er schon auf jene Organisationsform, die drei Jahrzehnte später mit der Ernennung ehrenamtlicher Kreis- und Stadtheimatspfleger zum Tragen kam. Diese Entwicklung verdanken wir in erster Linie dem Rechtsrat und späteren Oberbürgermeister der Stadt Kempten, Dr. Otto Merkt, der vom Allgäu aus der Heimatarbeit neue Impulse verlieh. Er gründete 1924 einen Schwäbischen Museumsverband mit dem Ziel, die Zusammenarbeit der Museen untereinander zu fördern und damit die Zusammengehörigkeit der schwäbischen Städte und Landschaften lebendig zu machen. Bleibendes Dokument dieses Verbandes, der 1927 seine Tagung in Ravensburg abhielt, ist die angesehene Zeitschrift «Schwäbisches Museum» (1925–1933). Als Präsident des Kreistags von Schwaben und Neuburg (seit 1919) setzte Dr. Merkt die Einrichtung eines nebenamtlichen, später dann hauptamtlichen Heimatspflegers für den ganzen Regierungsbezirk Schwaben und Neuburg durch, teilweise gegen Bedenken und Widerstände der Münchner Behörden. Wichtig

für unser heutiges Thema ist die Begründung von Otto Merkt für seine Initiative:

1. Der Heimatpfleger soll kein Gelehrter und keine Aufsichtsperson sein, sondern er soll den Behörden, den Einzelpersonen und den Vereinen als Helfer beistehen und Kenntnisse verbreiten.

2. Der Aufgabenkatalog muß alle Bereiche, die Heimat konstituieren, umfassen: Mundart, Tracht und Volkslied, heimische Bauweise und Siedlungsformen, Schutz der Landschaft, der Pflanzen und Tiere, heimische Sitten und Gebräuche, Volkskunst, Museen, lokale Geschichtsforschung.

Wer konnte, so fragen wir uns heute, überhaupt einem so umfassenden Auftrag gerecht werden? Das verbindende Element war die schwäbische Landschaft, das Gebiet des Regierungsbezirks zwischen Allgäu und Ries, zwischen Iller und Lech. Hier gab es trotz der wechselvollen politischen Vergangenheit und der unterschiedlichen Herrschaftsgeschichte gemeinsame kulturelle Traditionen, stammesmäßig begründete Überlieferungen, die man gegenüber dem Vordringen altbayerischer Elemente schützen, verstärken und erhalten wollte. Die Besinnung auf eigene kulturelle Werte war eine Haupttriebfeder für Merkts Initiative. Es spielte also der Gedanke des Regionalismus, wie er heutzutage europaweit spürbar wird und wie er Eigenständigkeit auf kulturellen oder wirtschaftlichen Gebieten anstrebt, schon damals eine wichtige Rolle. Otto Merkt 1928: *Wir kämpfen nicht gegen München, aber wir wollen, daß unser Bayernland altbayerische und fränkische, pfälzische und schwäbische Stammeseigenart achtet.* Eingespannt in die Pole: praktische Heimatarbeit vor Ort und im Ort, vor allem bei der Förderung und Beratung der vereinsmäßigen und privaten Initiativen einerseits und Bewußtseinsbildung für den Lebens- und Erlebnisraum der schwäbischen Kultur andererseits, vollzog sich die Arbeit in der Heimatpflege. Da von vornherein klar war, daß eine oder zwei Amtspersonen dieses Feld allein nicht bestellen konnten, machten sich Barthel Eberl, der erste hauptamtliche schwäbische Heimatpfleger, und sein 1935 eingesetzter Assistent, Dr. Alfred Weitnauer, auf die Suche nach freiwilligen, qualifizierten Mitarbeitern in Stadt und Land. Sie fanden solche in jungen, aufgeschlossenen Lehrern, die sie mit Billigung der Behörden als Stadt- und Kreisheimatpfleger einsetzten.

Aus dieser Organisationsform entwickelte sich dann das dichte Netz von Mitarbeitern, das nach dem Zweiten Weltkrieg auch in den übrigen bayerischen Regierungsbezirken übernommen wurde, so daß heute sieben hauptamtliche Bezirksheimatpfleger, jeweils angesiedelt bei den öffentlichen Gebietskör-

perschaften der Bezirke, und ca. 200 ehrenamtliche Kreis- und Stadtheimatpfleger, angesiedelt bei den Gebietskörperschaften der Kreise und kreisfreien Städte, offiziell für die Heimatpflege tätig sind und einen nicht zu übersehenden Faktor in der öffentlichen Kulturpflege darstellen. Daß sie ihren Verpflichtungen nur in enger Zusammenarbeit mit Vereinen, Verbänden, Behörden und Museen nachkommen können, liegt auf der Hand; doch hängt der Erfolg, das Ergebnis, ganz wesentlich von der Einsatzfreudigkeit und von der Phantasie, vom Fachwissen, von der Zivilcourage und von der Erfahrung des einzelnen Heimatpflegers ab.

Ein Bild von der Vielseitigkeit der Leistungen vermittelt ein Blick in die Festschrift «50 Jahre Heimatpflege in Schwaben», in der alle 30 schwäbischen Kreis- und Stadtheimatpfleger ein Erlebnis oder eine Aktion selbst dargestellt haben. Man wird bei der Lektüre bemerken, daß hier vor allem Einzelkämpfer mit hohem, persönlichem Einsatz am Werk sind.

Viele Heimatpfleger bemühen sich mit Erfolg, den vielfältigen Anforderungen gerecht zu werden, andererseits muß man sich im Klaren sein, daß die fortschreitende Spezialisierung auf einzelne Fachbereiche unbedingt die Zusammenarbeit in Aktionsgruppen und Vereinen erforderlich macht. Vom Organisationstalent des Heimatpflegers hängt auch die Breitenwirkung seiner Arbeit ab, denn jede Heimatarbeit braucht Hilfe, Unterstützung durch Partner, durch wegbereitende Helfer in Behörden und in der Öffentlichkeit. Ein wichtiges Ziel ist es, das Prinzip «Heimatpflege» bewußt zu machen und im Rahmen der öffentlichen Ordnung bei Behörden und Politikern zur Geltung zu bringen.

Bodendenkmalpflege

Nehmen wir zuerst das Beispiel der Bodendenkmalpflege. Ein einzelner kann durch Geländebegehungen und Fundmeldungen sehr gute Leistungen vollbringen, sobald es aber an selbständige Ausgrabungen geht, an die Auswertung der Funde, an die Konservierung und Inventarisierung bis hin zu den wissenschaftlichen Publikationen, muß man auf breiter Basis zusammenarbeiten. Ein solches Modell bietet der Landkreis Augsburg, wo einer von drei ehrenamtlichen Kreisheimatpflegern neben der staatlichen Fachbehörde die speziellen Aufgaben der Bodendenkmalpflege wahrnimmt. Er hat sich in 25 Jahren als fachkundiger und zuverlässiger Mitarbeiter des Landesamtes für Denkmalpflege ausgewiesen und genießt dessen Vertrauen. Er leitet einen Arbeitskreis, und seine Helfer stehen zu Gra-

bungen bereit. Er findet im Jahrbuch des Vereins ein Publikationsorgan. In Verbindung mit Forstämtern stellt er Informationstafeln auf und legt archäologische Lehrpfade an. Zur Schulung solcher Mitarbeiter hält das für Schwaben zuständige Amt im Abstand von zwei Jahren eine Arbeitstagung für durchschnittlich 100–150 Teilnehmer ab. Die Wissenschaftler des Amtes leisten fortlaufende fachliche Beratung und Betreuung. Für den Bezirksheimatpfleger erstreckt sich die Mitwirkung in erster Linie auf Finanzfragen, auf schwierige Schutzaufgaben oder auf Veröffentlichungen.

Denkmalpflege

Dank des Bayerischen Denkmalschutzgesetzes und der personellen Verstärkung der Denkmalämter wurden den Heimatpflegern und Heimatvereinen viele Aufgaben in der Denkmalpflege abgenommen. Dennoch spielt der Heimatpfleger, oft gemeinsam mit dem Heimatverein oder dem Historischen Verein im Denkmalschutz, z. B. bei der Orts- und Stadtbildpflege oder bei der Erhaltung von Flurdenkmälern, weniger in der eigentlichen Denkmalpflege, also bei der fachgerechten Restaurierung, eine wichtige Rolle, und zwar in vier Bereichen.

1. Das Bayerische Denkmalschutzgesetz sieht in Art. 13 eine direkte Beteiligung des Heimatpflegers im Verwaltungsverfahren vor. Er ist in allen Fällen in Form einer gutachtlichen Stellungnahme zu beteiligen, ohne daß allerdings seine Entscheidung für die Genehmigungsbehörde bindend ist. Aufgrund der Ortskenntnis und der Ortsnähe kann der Heimatpfleger wesentliche Aussagen zur Bedeutung und zum Wert von Baudenkmalern machen. Eine aktive Mitwirkung des Heimatpflegers, auch bei der listenmäßigen Erfassung, also bei der Inventarisierung der Bau- und Bodendenkmäler ist möglich und erwünscht.

2. Die Beratungs- und Informationstätigkeit der Behörden ist im bayerischen Gesetz ausdrücklich hervorgehoben, übrigens auch im baden-württembergischen Gesetz im § 5. Hier darf man sich nicht erschöpfen in Hinweisen auf Gefährdungen oder Meldungen. Ganz wesentlich ist die Materialsammlung, z. B. Fotos, historische Postkarten u. ä. als fachliche Grundlage. Auf Anregung der bayerischen Heimatpfleger entstand beispielsweise im Zuge der Kunstdiebstähle die sog. «Kunstsicherungskartei» mit Fotos und Beschreibungen der Kunstgegenstände in Kirchen, Kapellen und Museen. Die Beratung erstreckt sich auch auf die Denkmaleigentümer und klärt auf über technische und organisatorische Fragen bei der Renovierung

von Altbauten, über Zuschußmöglichkeiten, Alternativplanungen u. ä.

3. Öffentlichkeitsarbeit im Sinne der Bewußtseinsbildung in allen Kreisen der Bevölkerung. Vorträge, Studienfahrten, Tagungen, Ausstellungen bieten zahlreiche Möglichkeiten, um die Bedeutung und die Notwendigkeit des Denkmalschutzes darzustellen. Gerade die Heimatpflege kann den einzelnen Bürgern mit Beispielen aus dem eigenen Heimatort ansprechen. Wer erkennt, daß es auch in seiner Nachbarschaft erhaltenswerte Gebäude gibt und wer aufmerksam gemacht wird, daß manches wertvolle Detail seiner Umwelt in Gefahr ist, der wird Verständnis aufbringen für die Belange des Denkmalschutzes. Heimatkundliche Publikationen wie Kunstführer, Wanderführer, Kalender sind dafür ebenso geeignet wie Ausstellungen, Vorträge oder Führungen, stets unter dem Motto: *Es ist besser aufzuklären als zu verbieten*. Wenngleich sich diese Arbeit in der Regel im stillen vollzieht, so muß bei akuter Gefahr der Weg in die Öffentlichkeit bis hin zum massiven Protest gesucht werden. Der örtliche Heimatverein kann diesem Vorhaben den notwendigen Resonanzboden verleihen. Gegebenenfalls werden Vereine mit besonderer Zielsetzung gegründet, wie z. B. in Pfronten vor einigen Jahren der «Verein zur Erhaltung des alten Schulhauses», der diese selbstgestellte Aufgabe schließlich mit Erfolg beeinflußt hat. Zur Erforschung, aber auch zur Erhaltung der zahlreichen Burgruinen hat sich in Kempten vor wenigen Jahren der «Allgäuer Burgenverein» konstituiert. Ähnliche Beispiele ließen sich aus anderen Gegenden anführen.

4. Ein viertes Aufgabenfeld, das in der praktischen Denkmalpflege besteht, wird je nach Aktivität der Personen wahrgenommen. Aktionen zur Renovierung von Feldkapellen, Feldkreuzen, Herrichtung einer alten Nagelschmiede u. ä. sind hier zu vermerken. In Immenstadt hat der Heimatverein eine zerfallene Burgruine vorwiegend in Eigenarbeit wiederhergestellt.

Andererseits fehlen systematische und umfassende Denkmalschutzaktionen, wie sie beispielsweise der Stadtjugendring Rottweil mit Erfolg praktiziert.

Museen

Wir wissen, daß seit der Jahrhundertwende viele kulturgeschichtliche Sammlungen in unseren Museen durch private Initiative zustande gekommen sind. So können wir auch verstehen, daß in unserer Zeit des rasanten technischen und gesellschaftlichen Wandels und in einer Zeit der Vernichtung von Kulturgut der Gedanke des Sammelns und Bewah-

rens wieder neuen Aufschwung erfahren hat. Allein zehn Museumsgründungen, von Spezialsammlungen bis zu ortsgeschichtlichen und heimatkundlichen Beständen, haben in den letzten zehn Jahren neu Fuß gefaßt. Zu den wichtigsten gehören die Bauernhofmuseen. Das erste Museum dieser Art in Bayern steht wenige Kilometer von unserer gemeinsamen Landesgrenze entfernt in Illerbeuren, 1955 gegründet von einem aktiven Heimatpfleger, Hermann Zeller, getragen über 25 Jahre von einem Verein und inzwischen angewachsen auf 16 Gebäude und Nebenanlagen mit ca. 100 000 Besuchern pro Jahr. Die öffentliche Hand hat sich in diesem Zeitraum mit etwa 1 Mio. DM an Zuschüssen aus verschiedenen Haushaltstiteln beteiligt. Umfang und Art der Aufgaben machen es notwendig, in Zukunft verstärkt und gezielt dieses bedeutende Museum finanziell zu fördern und zu betreuen. Deshalb wurde vor kurzem ein Zweckverband gegründet, dem der Bezirk Schwaben, der Landkreis Unterallgäu, die zuständige Gemeinde Kronburg und der Verein Bauernhofmuseum Illerbeuren angehören. Für die wissenschaftliche Betreuung steht ein Volkskundler des Bezirks Schwaben zur Verfügung, der gleichzeitig ein Gerätemuseum in den ehemaligen Wirtschaftsgebäuden des Klosters Oberschönenfeld bei Augsburg aufbauen soll, dessen Sammlungen ebenfalls auf eine Vereinsinitiative zurückgehen. Der unersetzliche, persönliche Einsatz bringt gerade auf dem Museumssektor in der Anfangszeit hervorragende Leistungen hervor. Auf lange Sicht hin ist jedoch die Mitwirkung der öffentlichen Hand geboten, wenn man die für das Museum wichtigen Anforderungen, nämlich regelmäßige Öffnungszeiten, wissenschaftliche Inventarisierung und Betreuung sowie gezielte Sammlungsaufgabe sicherstellen will. Ein solches Beispiel bietet sich gegenwärtig im Ries an, wo vor knapp zehn Jahren unter meiner Patenschaft ein «Verein Rieser Bauernmuseum» gegründet wurde. Dahinter stand die Beobachtung, daß diese bedeutende Agrarlandschaft ihr historisches Kulturgut, ihre Möbel und Gerätschaften durch Händler und Aufkäufer verliert. Inzwischen haben einige aktive Sammler eine sehr bedeutende Gerätesammlung zusammengebracht. Der Verein hat ein altes Brauhaus renoviert. Er will es 1983 eingerichtet der Öffentlichkeit vorstellen, und er erwartet spätestens zu diesem Zeitpunkt die Übernahme durch die öffentliche Hand.

Zur Fortbildung der Museumsleiter finden landesweit Tagungen statt. Im überschaubaren Bereich des Regierungsbezirks Bayerisch-Schwaben führe ich von Fall zu Fall Arbeitsbesprechungen durch. Im

Bezirksetat stehen Mittel für Heimatmuseen zur Verfügung.

Bauen und Planen

Ein weiteres mühsames und oft konflikträchtiges Feld der Heimatpflege ist das Gebiet des Bauens und Planens. Es muß uns ein wichtiges Anliegen sein, denn gebaute und gestaltete Umwelt macht im wesentlichen unsere Heimat aus, und wir dürfen uns nicht zufriedengeben mit Schützen und Erhalten, sondern wir haben auch bei der Gestaltung und Entwicklung mitzuwirken. Die vielfältigen Bemühungen der Heimatpfleger um die maßstabgerechte Einfügung von Neubauten in das Ortsbild oder in die Stadtstruktur haben da und dort Erfolge gezeitigt, doch kann man nicht leugnen, daß in den letzten Jahrzehnten Neubauten in alter Umgebung wie auch auf der grünen Wiese zu Störfaktoren, zu irreparablen Schadensfällen oder gar zu Zerstörungen geführt haben. Auf das ständige Wehklagen der Heimatpfleger hat das Bayerische Innenministerium eine Möglichkeit zur Mitwirkung eröffnet. Gemäß § 2 Abs. 5 des Bundesbaugesetzes gehören die Heimatpfleger in den Städten und Kreisen seit 1970 zu den Trägern öffentlicher Belange, die bei der Aufstellung von Bauleitplänen, d. h. Flächennutzungsplänen und Bebauungsplänen, rechtzeitig zu beteiligen sind, soweit ihr Aufgabengebiet, z. B. die Gefährdung schützenswerter Orts- oder Landschaftsbilder, berührt ist. Nun wird der Heimatpfleger als Berater darauf drängen, daß in den Neubaugebieten die Einfügung in die Landschaft und die gestalterische Qualität am Einzelvorhaben erreicht wird. Er wird verkehrstechnische Eingriffe auf ein Minimum beschränken wollen und sich vor allem um die Freihaltung landschaftsbestimmender Bestandteile wie Grünzüge, Wasserläufe usw. bemühen. Die qualifizierte Mitwirkung des Heimatpflegers im Planungswesen setzt allerdings Fachkenntnis und ein gesundes Gespür für Qualität im Bauen voraus. Dies gilt auch für die Mitarbeit bei Stadtanierungen und Dorferneuerungen, wie sie nach dem Städtebauförderungsgesetz oder im Rahmen der Flurbereinigerungsverfahren anstehen. Ein Erfolg unserer Kritik am technisierten Bauernhof war der Wettbewerb für landschaftsgebundenes Bauen durch das Landwirtschaftsministerium; er hat gezeigt, daß auch der neue Bauernhof bei aller Zweckmäßigkeit ein der Landschaft und den regionalen Bautraditionen angepaßtes Erscheinungsbild haben kann.

Als Träger öffentlicher Belange ist der Heimatpfleger auch bei Raumordnungsverfahren für Großprojekte wie Autobahnen, Seilbahnen, Kraftwerke,

Hochspannungsleitungen usw. gutachtlich beteiligt. Wir sind uns im klaren, daß er allein kaum ein bedeutendes Vorhaben der Wirtschaft verhindern kann. Er hat nur eine Stimme unter 25 bis 30 weiteren Trägern öffentlicher Belange, aber im Verband mit anderen Instanzen (mit den Forstbehörden, mit den Landwirtschaftsämtern, mit den Naturschutzstellen) kann er gelegentlich eine entscheidende Rolle einnehmen. So ist beispielsweise die heiß diskutierte Magnetschwebbahn im Donauried wohl kaum am Widerstand der Heimatpflege gescheitert, aber die kompromißlose Gegnerschaft des Kreisheimatpflegers und sein überzeugendes Auftreten hat die Ablehnung der Grundbesitzer und der beteiligten Politiker maßgeblich bestärkt. Auch manches Großprojekt der Fremdenverkehrswirtschaft hat durch die Widerstände der Heimatpfleger eine negative Beurteilung im Raumordnungsverfahren erhalten, so z. B. eine Wohnanlage in Steibis bei Oberstaufen. Der Heimatpfleger ist kraft Verordnung auch in den Gremien der Regionalplanung, der Landesplanung und in den Naturschutzbeiräten der Städte und Kreise vertreten, und all seine Bemühungen sind darauf ausgerichtet, den Verlust an lebensnotwendiger Umwelt zu bremsen und durch weitsichtige Planung und behutsame Entwicklung den natürlichen und kulturellen Reichtum zu bewahren, ohne sich notwendigen Veränderungen und neuen Bauformen zu verschließen.

Bei akuten Anlässen ist eine Verbindung mit Bürgerinitiativen geboten, wobei gegenseitige Informationen wichtig sind. Die Schutzgemeinschaft Donauried hat im Kreisheimatpfleger eine Zentralfigur für den Widerstand gegen Großprojekte, z. B. gegenwärtig gegen ein Atomkraftwerk. Die Bürgerinitiative Ulrichsviertel in Augsburg hat eine Verkehrsberuhigung im Altstadtviertel erzielt und verbesserte Wohnqualität erreicht.

Lied, Tanz, Tracht

Als Ziel steht hier nicht eine originalgetreue Konservierung oder eine publikumswirksame Heraushebung einzelner Elemente, sozusagen als Schnörkel im Kulturleben, vor Augen, sondern vielmehr die Kontinuität und die selbstverständliche Funktion dieser Elemente des Volkslebens in der Gegenwart. Es geht auch nicht um die Vorführung und das Schaugeschäft, sondern um die Integration in die kulturellen Möglichkeiten, in die Lebensverhältnisse der Gegenwart. Volkstanz auf der Bühne ist zuwenig, Volkstanz für eine ganze Saalgemeinschaft, Volkstanzabende in Städten und Dörfern sind das Ziel. Bei der Tracht darf man nicht auf der

unveränderten Weitergabe mit handgestickten Hauben oder beinlangen Faltstiefeln bestehen, sondern man muß unter Wahrung landschaftstypischer Elemente und Eigenheiten eine zeitgemäße Weiterentwicklung anstreben. Ebenso wenig wird man die Zuwendung zum momentanen Publikumsgeschmack, beispielsweise zur attraktiven Gebirgstracht à la Miesbach, befürworten können. Traditionspflege bedeutet im Bereich der Volkskultur nicht unveränderte Kontinuität, sondern gelenkte Weiterführung. Trachtenpflege bedeutet in diesem Sinne:

1. das Tragen der Tracht bei allen passenden Gelegenheiten fördern;
2. dafür Sorge tragen, daß die landschaftstypischen bodenständigen Trachten angeboten und gefertigt werden;
3. daß die Tracht einen kulturellen Stellenwert besitzt und nicht als Maskerade angesehen wird.

Ähnliches gilt für die Volksmusik und für den Volkstanz. Die Besinnung auf die eigenständigen Traditionen ist hier ebenso wichtig. Mit den Veranstaltungen des Schwäbischen Volksmusiktages und des Allgäuer Liedertages bemühen wir uns um die Zusammenführung von Sängern und Musikanten. Durch die Herausgabe eines Liederbuches stellen wir den Gruppen Unterlagen für die Mundartliedpflege zur Verfügung. Instrumentale Volksmusik aus alten Notenbüchern wird in regelmäßig erscheinenden Notenheften veröffentlicht. Charakteristische Volksmusikinstrumente dieser Landschaft wie Scherrzither oder Alphorn werden bevorzugt gepflegt.

Die genannten Fachbereiche werden auch von einem reich gegliederten Vereinswesen (Trachtenvereine, Blaskapellen, Volkstanzgruppen) wahrgenommen. Mit ihnen muß man zusammenarbeiten, manchmal auch gegen sie. Das Geld spielt eine wichtige Rolle, der sog. «goldene Zügel», die Aussicht auf Zuschüsse, ist der beste Weg, um die fachliche Beratung auch zur Wirkung zu bringen. Das beste Beispiel bietet hier die Einkleidung der Musikkapellen im Gegenzug zu den phantasiereichen Uniformen und Kostümen. Dem Bezirksheimatpfleger stehen dafür mehrere ehrenamtliche Berater zur Seite, eine Trachtenberaterin, drei Volksmusikberater, drei Volkstanzberater und ein Laienspielberater. Sie arbeiten mit räumlich abgegrenzten Kompetenzen und stehen Einzelpersonen, Vereinen und auch den Gemeinden zur Verfügung. Sie organisieren regelmäßige Fachtagungen oder Fachseminare, stets in enger Verbindung mit dem Bezirksheimatpfleger und mit finanzieller Förderung des Bezirks.

Mundart

Besondere Beachtung verdient die Mundart. In der schwäbischen Heimatpflege ist sie nicht erst seit der Dialektwelle der letzten Jahre ein wichtiges Anliegen. *An der Sprache erkennt man den Schwaben*, lautet eine alte Redensart. Aber wie lange noch? Wir alle kennen die Verfremdung und Nivellierung, denen der Dialekt seit dem Vordringen von Rundfunk und Fernsehen bis ins letzte Dorf ausgesetzt ist. *Mundart gehört zur Heimat*, hat Max Frisch einmal gesagt, und wir wissen, daß der Mundartsprecher sich mit der Gemeinschaft verbunden fühlt. Man ist eben Schwabe, Oberbayer oder Franke durch die Mundart. Wie kann man die Schwaben zum Gebrauch ihrer Mundart ermuntern? Appelle oder Vorschriften helfen da wenig. Man muß der Mundart Aufgaben und Anlässe geben; im Alltag und beim Fest, im Spiel und auf der Bühne soll sie ihre angestammte Funktion ausüben.

Bei einem Autorenwettbewerb haben wir vor einigen Jahren zeitgemäße Mundartstücke für die zahlreichen Laienspielgruppen gesucht. Breite Resonanz hat ein Katalog mit Spielbeschreibungen von Mundartstücken aus allen Gegenden Schwabens gefunden. Nachfragen nach Spieltexten erreichen uns fast täglich, vor allem auch aus der württembergischen Nachbarschaft. Wir glauben, daß die Mundart auf der Bühne und im Spiel auch anregend für ihre Beachtung und Verwendung im Alltag wirken kann. Wir haben gemeinsam mit einer großen schwäbischen Tageszeitung deshalb vor Jahresfrist den Wettbewerb *Gschwätzt, gschpielt ond gschriebe* veranstaltet und eine große Resonanz bei Verseschreibern, Liedermachern und Erzählern gefunden. Die schöpferische Leistung steht im Vordergrund, dahinter erwacht das Bekenntnis zur Mundart als schwäbischer Eigenart, denn Mundart schafft Zusammengehörigkeit über lokale und regionale Grenzen hinweg. Selbstverständlich gehört auch die Förderung und Herausgabe qualitätvoller Dialektdichtung zu unseren Anliegen, so wie wir auch die Bearbeitung eines schwäbischen Sprachatlasses unter Federführung der Universität Augsburg finanziell unterstützen, der in Anlehnung an den südwestdeutschen Sprachatlas demnächst begonnen werden soll.

Alle Bemühungen um die Erhaltung und Bewahrung der Volkskultur sind darauf ausgerichtet, sie in das kulturelle Leben zu integrieren. Ähnlich wie in der neuzeitlichen Denkmalpflege das Einzelobjekt in seinen städtebaulichen, historischen und landschaftlichen Zusammenhang gestellt wird, so sollen die Wesenselemente der Volkskultur wie Tanz,

Sprache oder Tracht eine Funktion im kulturellen Leben der Gegenwart finden und nicht als exotische Schnörkel oder als nostalgische Attraktion angesehen werden.

Das Ries als Beispiel

Nach diesen fachsystematisch gegliederten Anregungen möchte ich zum Abschluß am Beispiel einer Landschaft die vielfältigen, praktischen Aktivitäten, die sich seit zehn Jahren unter meiner Betreuung und Beratung vollziehen, knapp zusammenfassen. Hervorragend eignet sich dafür das überschaubare und zur Nachbarschaft hin abgegrenzte Ries, eine Landschaft, die in der berühmten Landeskunde von Robert Grabmann 1930 als *eines der selbständigsten Gebiete Süddeutschlands* hervorgehoben wird. Dieser Landschaft ihre natürlichen und kulturellen Eigenarten zu erhalten, war mir stets ein großes Anliegen, und ich habe mich bemüht, dafür Weggenossen und Helfer zu finden. Neben einem unverdrossen tätigen Kreisheimatpfleger, einem ruhigen Historischen Verein und einigen wenigen Einzelkämpfern gab es vor mehr als einem Jahrzehnt für diese Aufgabe in der Öffentlichkeit nur eine geringe Anteilnahme. Für einen Volksmusikabend in Nördlingen mußte ich drei Viertel der Gruppen von auswärts mitbringen. Für die archäologische Forschung, die in einer sehr fundreichen Landschaft von besonderer Wichtigkeit ist, gab es nicht einen einzigen freiwilligen Mitarbeiter. Günstige Bedingungen, vor allen Dingen der Rückenwind für die Heimatpflege in den letzten Jahren, haben es ermöglicht, daß in breiter Front Arbeitsgruppen, Vereine und Einzelpersonlichkeiten im Sinne der Heimatpflege tätig geworden sind. 1970 entstand die Schutzgemeinschaft Wemdinger Ried zur Erhaltung von Feuchtgebieten mit ihrer wertvollen Pflanzen- und Tierwelt. 1972 wurde der Verein für Naturschutz und Landschaftspflege aus der Taufe gehoben, der sich das gesamte Ries zu seiner Aufgabe machte. Ein Jahr später stand ich Pate bei der Gründung des Vereins Rieser Bauernmuseum; davon war schon einmal die Rede. Seit 1972 fand das wachsende Interesse an Volksmusik, Volkstanz und Tracht Ausdruck in der Gründung einzelner Gruppen und Spielgemeinschaften. Allmählich wurde auch den Politikern klar, daß regionale Kulturpflege ein wichtiges Anliegen sein kann. Auf Initiative des Abgeordneten und Staatsministers Jaumann entstand 1975 der Verein Rieser Kulturtag. Er nahm eine Tradition der zwanziger Jahre wieder auf und veranstaltete von 1976 bis 1982 viermal Rieser Kulturtag mit Konzerten, Ausstellungen, Lesungen, Vorträgen

und Exkursionen. Satzungsgemäß steht die Pflege und Förderung von Geschichte, Kunst, Sprache, Brauchtum, Musik, Archäologie, Geologie und Naturschutz im Vordergrund, und es gibt für diese Fachbereiche eigene Arbeitsgruppen im Verein, in denen die aktiven Vereinsvorstände integriert sind. Auf diese Weise haben alle interessierten Personen und Vereine einen qualifizierten Ansprechpartner und eine Kontaktstelle. Die Eigeninitiativen können in einem überschaubaren Gebiet gut gelenkt werden. Die publikumswirksamen Veranstaltungen und Veröffentlichungen haben für das Ries eine Besinnung auf die eigene Identität gebracht. Zum Ries zu gehören, wird als Vorzug empfunden. Die Erhaltung von Dorfbildern, die Renovierung von Baudenkmalern und bedeutenden Kunstdenkmalern sind als Folgewirkungen höchst erfreulich. Plötzlich werden Mundartgedichte wieder neu aufgelegt. Eine landeskundliche Zeitschrift, die im Konrad Theiss Verlag in Aalen erscheint, findet größere Verbreitung. Volksmusik und Tracht haben wieder einen angemessenen Stellenwert in der Öffentlichkeit.

Das Beispiel des Rieses lehrt, daß wirksame Heimatarbeit verschiedene Wege gehen muß. Grundlage bleibt selbstverständlich die örtliche oder regionale Einzelaufgabe, die Arbeit vor Ort, das zähe Alltagsgeschäft mit, oder wenn's sein muß, auch gegen Behörden. Dafür sind persönliche Initiativen und freiwilliger Einsatz die wichtigsten Voraussetzungen. Gleichzeitig braucht man auch einen breiten Resonanzboden, den Verein, die Gruppe. Heimatarbeit ist nicht durch Verordnungen und Vorschriften zu regeln, sie erfordert Verständnis aller Bürger und Anteilnahme aller politischen und gesellschaftlichen Kräfte und Gruppierungen. Es gehört deshalb stets zu meinen Anliegen, daß politische Entscheidungen in der Heimatpflege einstimmig fallen, z. B. bei Museumsgründungen, bei denkmalpflegerischen Maßnahmen u. ä.

Der einzelne muß auch wissen, daß er Gleichgesinnte neben sich hat, daß die Kollegen ähnliche Sorgen haben und daß man Erfahrungen miteinander austauschen kann. Für die Durchlässigkeit der Erkenntnisse und für die Solidarität untereinander haben wir in Bayerisch-Schwaben einige feste Institutionen geschaffen. Alle zwei Jahre vereinigt der Schwäbische Heimattag an verschiedenen Veranstaltungsorten die Heimatpfleger und Archivpfleger, die Archäologen und Museumsleiter, die Historiker und Volkskundler zu Vorträgen und Aussprachen. Dieses Forum ist auch ein Fenster für die Öffentlichkeit, durch das Politiker und interessierte Laien Einblick in unsere Arbeit erhalten. Daneben

gibt es je nach Bedarf Fachtagungen einzelner Bereiche. Vor- und Frühgeschichtler, Laienspieler, Sänger und Musikanten, Museumsleiter kommen gesondert zu ihren internen Informations- und Fortbildungsgesprächen zusammen. Eine gesonderte Arbeitstagung der bayerischen Heimatpfleger mit Fachvorträgen und Exkursionen wird zusätzlich alle zwei Jahre vom Bayerischen Landesverein für Heimatpflege angeboten. Der Heimatbund Allgäu, der die südschwäbischen Vereine zusammenfaßt, hält alljährlich eine Jahrestagung ab. Zur fortlaufenden Information über Tagesereignisse im guten und schlechten Sinn, über überregionale Veranstaltungen, über gesetzliche Neuerungen und ähnliches planen wir für alle Vereine und Einzelpersonen, die in einer Kartei bei meiner Dienststelle erfaßt sind, die Herausgabe eines Informationsblattes. Bei Bedarf werden auch gezielte Rundschreiben herausgegeben.

Willy Leygraf hat in der Einleitung mit Recht von Solidarität gesprochen. Sie ist Bedingung für die Arbeit, die oft ohne gesetzliche Grundlage und gegen amtliche Stellen geleistet wird. Sie ist ebenso wichtig wie die hingebungsvolle Kleinarbeit und Einsatzfreudigkeit des einzelnen. In diesem Sinne wünsche ich Ihrer Arbeit eine breite Basis und eine organisatorische Verankerung. Dabei sollten wir uns nicht scheuen, den Begriff der Pflege zu verwenden. Ich weiß, man denkt dabei an Alten- und Krankenpflege, an etwas, das nicht mehr im vollen Besitz seiner Kräfte steht und dessen Funktion im Leben gefährdet ist. Aber denken wir dabei auch an die Herkunft des Wortes aus dem Lateinischen «colere», was urbarmachen, pflanzen, bebauen bedeutet. Pflegen heißt in der Forstsprache auch den Bestand sichern, vor Gefahren schützen. Pflege bedarf in einer Welt, deren Maßstab Rentabilität und Ökonomie ist, alles, was sich in den strengen Gesetzen der Marktwirtschaft nicht einordnen und nicht erhalten läßt. Pflege braucht vor allem die Kultur, in erster Linie unsere Heimatkultur, Pflege braucht die gebaute Umwelt, Pflege brauchen die natürlichen Grundlagen wie Boden, Wasser, Luft. *Incultia iacent* lautet ein Leitspruch im Bibliothekssaal der Benediktinerabtei Ottobeuren: *Ungepflegtes verschwindet, vergeht*. Diese Erkenntnis liefert uns die Arbeit des Bauern und des Gärtners. Viele Zeugnisse in Wort und Ton, Stein und Holz drohen ohne Pflege unterzugehen. Helfen wir zusammen, daß alles, was unser Lebensraum braucht an Freundlichkeit, und Lebendigkeit, an kultureller Vielseitigkeit erhalten und weitergegeben wird.

Die Hammerschmiede Gröningen ist fertiggestellt

Albert Rothmund

Die Freude, der berechtigte Stolz und die große Erleichterung über die gelungene Renovierung und die Erhaltung der Hammerschmiede Gröningen im malerischen Gronachtal war deutlich spürbar, so beginnt der Bericht der örtlichen Tageszeitung über die Einweihung der Hammerschmiede am 25. Juli 1982. Nach zweieinhalbjähriger Bauzeit waren die Renovierungsarbeiten abgeschlossen: Alle Gebäude sind instand gesetzt. Im Hauptgebäude sind zwei moderne Wohnungen für den Pächter und weiteres Aufsichtspersonal eingerichtet. Der Schmiederaum zeigt sich wieder in seiner ursprünglichen Gestalt, die frühere Maschinenausstattung ist durch den Rückkauf eines Federhammers, einer Drehbank und zweier Bohrmaschinen wieder vollständig. Sämtliche sieben mechanischen Hämmer, Schleifsteine, Gewindeschneidemaschinen, Drehbänke, Bohrmaschinen, Gebläse etc. sind wieder betriebsfähig und können vorgeführt werden. Im Stall-Scheunengebäude können in einem Wirtschaftsraum Gäste mit einfachen Speisen und Getränken bewirtet werden. Im hochliegenden Erdgeschoß ist der Maschinenraum wieder hergerichtet. Im Verkaufsraum lagern ca. 1200 Fertigprodukte aus der Zeit, als die Hammerschmiede noch betrieben wurde, in entrostetem und konserviertem Zustand; ein Ausstellungsraum mit Schmiedegerät ist eingerichtet. Die Außenanlagen sind fertiggestellt, mehrere Sitzgruppen aufgestellt, die Wehre und Bachufer instand gesetzt, ein Parkplatz für zwei Busse und ca. fünfzehn Pkw angelegt. Ein Pächter ist aufgezogen; von Hause aus Schlossermeister und Hobbyschmied, hat er ein großes Interesse an der Arbeit mit den historischen Hämmern und ist in der Lage, Besuchern die Herstellung von geschmiedetem Gerät vorzuführen.

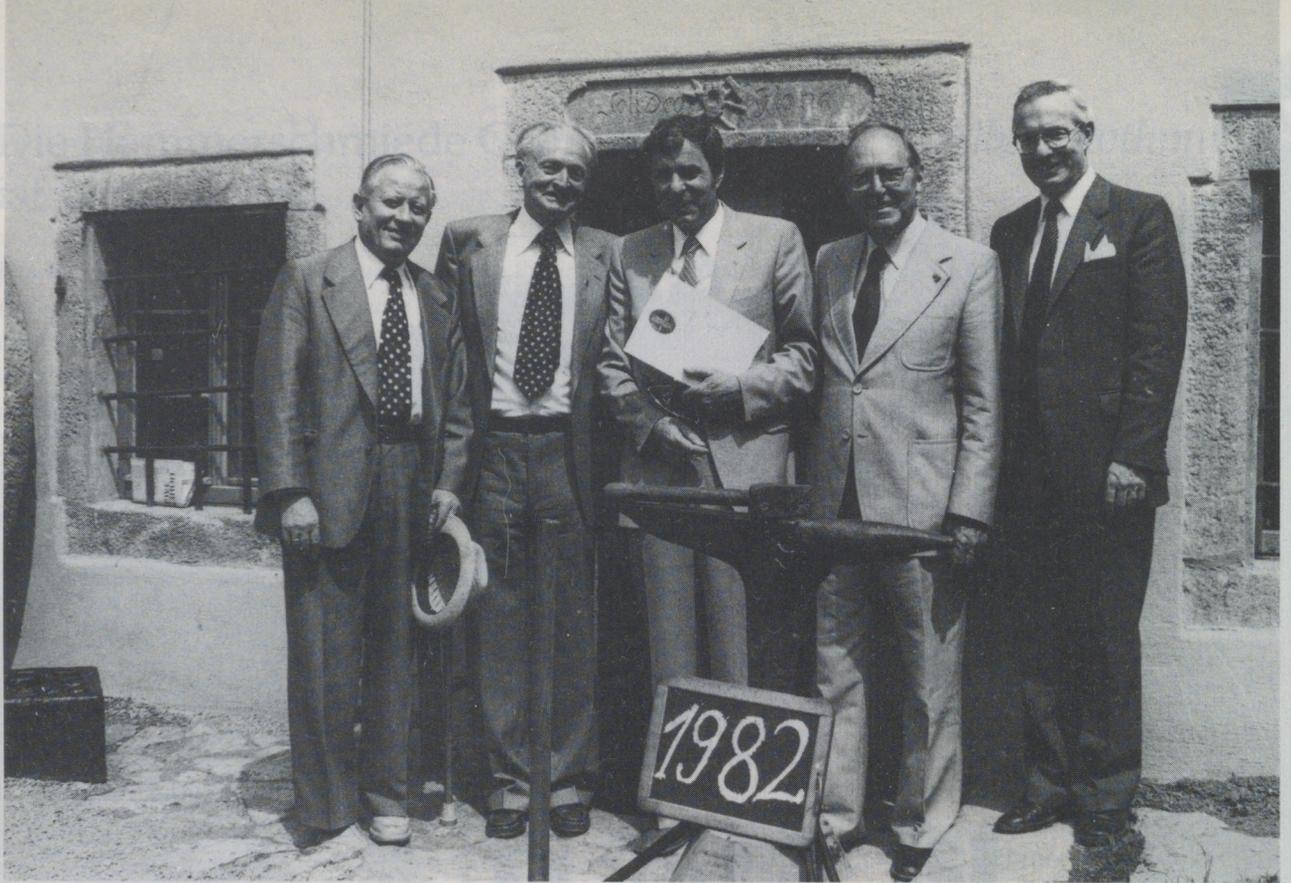
Damit ist das vor drei Jahren ins Auge gefaßte Ziel erreicht, dank des Einsatzes örtlicher Firmen und zahlreicher freiwilliger Helfer sowie dank der maßgeblichen Unterstützung durch staatliche Behörden, Wirtschaftsunternehmen und private Spender. Insbesondere war es Regierungspräsident Dr. Manfred Bulling, der sich nachdrücklich und mit Erfolg für eine beachtliche staatliche Förderung des Vorhabens einsetzte, von der das Gelingen der Restaurierung der Hammerschmiede entscheidend abhing. Zuschüsse wurden auch vom Landesdenkmalamt und aus Mitteln für die privaten Museen gewährt. Der Verband der Metallindustrie Baden-Württemberg trug mit einer großzügigen Spende wesentlich zur Finanzierung des Projektes bei.

Angesichts der umfangreichen Restaurierungsarbeiten und der vielen Hilfen von staatlicher und privater Seite durfte der Vorsitzende des SCHWABISCHEN HEIMATBUNDES, Regierungspräsident a. D. Pof. Willi Birn mit berechtigter Freude die zahlreichen Gäste zu der Wiedereröffnung der Hammerschmiede begrüßen. Der Himmel strahlte in tiefem Blau, die Gronach plätscherte über die Muschelkalkstufen, das Stirmlingerquartett aus Crailsheim und der Liederkranz Gröningen brachten Klang und Glanz in die Veranstaltung, was Wunder, daß die Herzen der Gäste festlich gestimmt waren. *Technik wird hier anschaulich, besonders für die Jugend*, führte der Stuttgarter Regierungspräsident Dr. Manfred Bulling aus. Kein Museum könne Technik so anschaulich darstellen wie die Hammerschmiede in Gröningen. Hier liefen die Begriffe Natur, Denkmalschutz, Arbeitsplätze, technisches Museum und Nostalgie an einem Punkt zusammen. Eine *Entwicklungshilfe des SCHWABISCHEN HEIMATBUNDES in Franken* sah Landrat Dr. Roland Biser in dem Werk. Als wertvolles Anschauungsobjekt für die Jugend wertete Karl Schaeff, der Sprecher für den Verband der Metallindustrie Baden-Württemberg, die Hammerschmiede.

Und dann war es soweit: Die Hämmer schlugen im Takt wie vor Jahrzehnten, als noch der Hammerschmiedemeister Carl Bäuerlein Handwerker und Landwirte der Umgebung mit stabilem Arbeitsgerät belieferte. Zwei hohenlohische Schmiede stellten nach 34jähriger Pause wieder die ersten Werkzeuge her. Die von ehemals rund 180 Hammerschmieden in Südwestdeutschland als eine der wenigen erhaltene und vielleicht noch am besten ausgestattete Hammerschmiede Gröningen ist wieder zum Leben erweckt, wenn auch nur als ruß- und raucherfülltes technisches Museum. Vier Generationen von mechanischen Hämmern können vorgeführt werden: Schwanz-, Fall-, Druckluft- und Federhämmer. Sie werden unter optimaler Ausnutzung der nicht sehr großen Wasserkraft der Gronach über ein Wasserrad und eine Turbine betrieben.

Es mag heute als glücklicher Umstand gewertet werden, daß eine Anpassung an die industriellen Dimensionen des 20. Jahrhunderts in der Eisenverarbeitung wegen der geringen zur Verfügung stehenden Energie, der ungünstigen Verkehrslage und der beengten räumlichen Verhältnisse von dem letzten Hammerschmiedemeister nicht mehr erreicht werden konnte. Sonst hätte die Gröninger Ham-

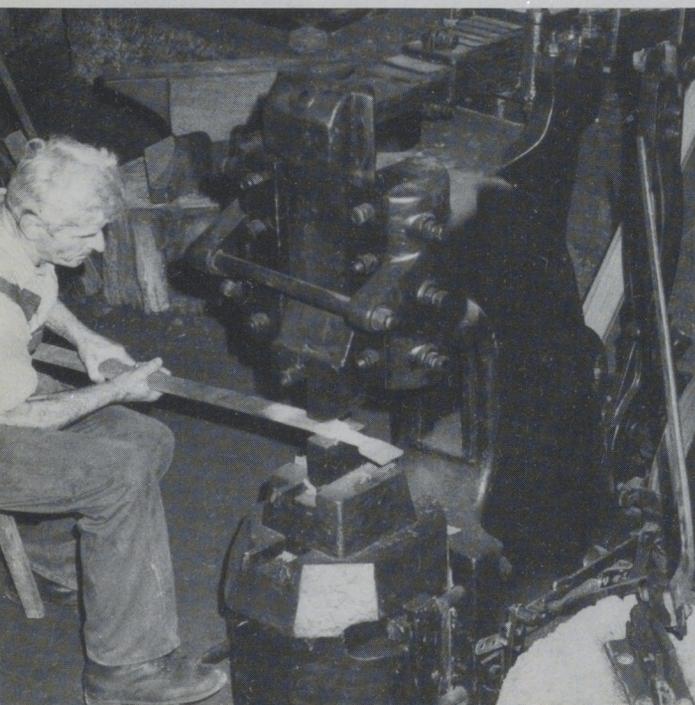




Von links: Dr. Roland Biser, Architekt Theo Mönch, Dr. Manfred Bulling, Prof. Willi K. Birn und Albert Rothmund.

merschmiede das Schicksal zahlreicher ähnlicher Betriebe erlitten, die zu modernen Industriebetrieben um- und ausgebaut wurden. Der Zustand des auslaufenden neunzehnten und des beginnenden zwanzigsten Jahrhunderts in der Schmiedetechnik ist nun in der Gröninger Hammerschmiede gewissermaßen festgeschrieben worden mit ausschließlich früher dort verwendetem Werkzeug und dort verwendeten Maschinen. Diese Besonderheit und die landschaftlich idyllische Lage machen den hauptsächlichen Reiz dieses technischen Kulturdenkmales aus.

Schmiedemeister Leonhard Ströbel bei der Arbeit.



Die Bevölkerung des Umlandes, die Schulen und Wandervereine wissen das auch zu schätzen. Die Zahl der Besucher nach der Eröffnung war groß. Offenbar hat der Mensch unserer Tage, in denen die Automation in der Wirtschaft rasche Fortschritte macht, ein großes Interesse an den einfachen und trotzdem durchdachten, vom technischen Verständnis her leicht nachvollziehbaren Produktionstechniken unserer Vorfahren.

Die Hammerschmiede ist geöffnet vom 1. April bis 31. Oktober jeden Samstag von 14 bis 18 Uhr und an Sonn- und Feiertagen von 10 bis 12 Uhr sowie von 14 bis 18 Uhr. Darüber hinaus können Besichtigungen nach Vereinbarung mit dem Pächter (Tel. 07955/3141) durchgeführt werden. Bei den festen Öffnungszeiten werden bis auf weiteres die Schmiedehämmer vorgeführt. Darüber hinaus kann das gegen eine gesonderte Entschädigung vereinbart werden.

Zum Schluß noch eine Bitte: Aufgrund zahlreicher unerwarteter und nicht vorhersehbarer Schwierigkeiten bei den Restaurierungsmaßnahmen konnte der Kostenvoranschlag nicht eingehalten werden. Eine Nachfinanzierung ist erforderlich.

Der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND bittet nochmals um Spenden auf das Konto Nr. 5 007 778 bei der Kreissparkasse Crailsheim-Schwäbisch Hall (Bankleitzahl 62250030).

Wanderungen in die Vergangenheit (13): *Wolfgang Irtenkauf* Hirsau, das «deutsche Cluny»

«Das deutsche Cluny», so nennen es viele, die nach Hirsau ins Nagoldtal kommen. Aber der Name täuscht etwas vor, was es so nie gegeben hat: einmal einen Ableger der großen Benediktinerabtei Cluny, die im 10. Jahrhundert von einem heiligen Reformeifer gepackt gleichsam das Ur-Ordensideal nachzuleben sich als Aufgabe vor Augen stellte, zum anderen das Nach-Bauen einer französischen Klosterkirche, sozusagen die Kopie der zweiten Baustufe, von «Cluny II». Auch das wird wohl so nicht gewesen sein. Obwohl in Hirsau die größte romanische Klosterkirche auf deutschem Boden mit über 100 Meter Länge stand – heute Ruine – und obwohl Hirsau sich von Cluny anregen ließ, wie man die Reform des Ordens auch in Deutschland durchsetzen könnte. Die «Hirsauer Reform» begann. Sie brachte für kurze Zeit den erhofften Reformeifer in deutschen Klöstern, sowohl in solchen, die bereits bestanden, als auch in solchen, die von Hirsau oder seinen Ablegern erst gegründet wurden. Doch alle Reformation erlischt einmal, wird zur historischen Größe: so auch die von Hirsau. Im 15. Jahrhundert, als man wieder im Orden des hl. Benedikt ans Reformieren ging, wurde sie importiert vom hohen Norden: in Bursfelde an der Weser stand die Zentrale der spätmittelalterlichen Reformeifer.

Hirsau ist alljährlich Ziel vieler Touristen, Kunstbessener und Geschichtsfreunde. Wir treffen sie oft zu Scharen in dem von Ludwig Uhland so apostrophierten «stumpfen Getrümmer», sie lassen sich beeindruckt von der Länge der Kirche St. Peter und Paul, die man nur ahnen kann, von dem einzig erhaltenen Turm, dem Eulenturm, der ein merkwürdiges, geheimnisvolles Friesband trägt, sie wenden sich nach Süden dem Schloß zu, lesen andächtig das dort angebrachte Uhland'sche Gedicht, staunen, wenn sie hören, daß man um 1600 im damals gerade fertig gewordenen Renaissancebau auf schwingendem Boden tanzte, und bestaunen die Ulme, die nicht nur Uhland, unser schwäbischer Geschichtsbard, besungen und bedichtet hat.

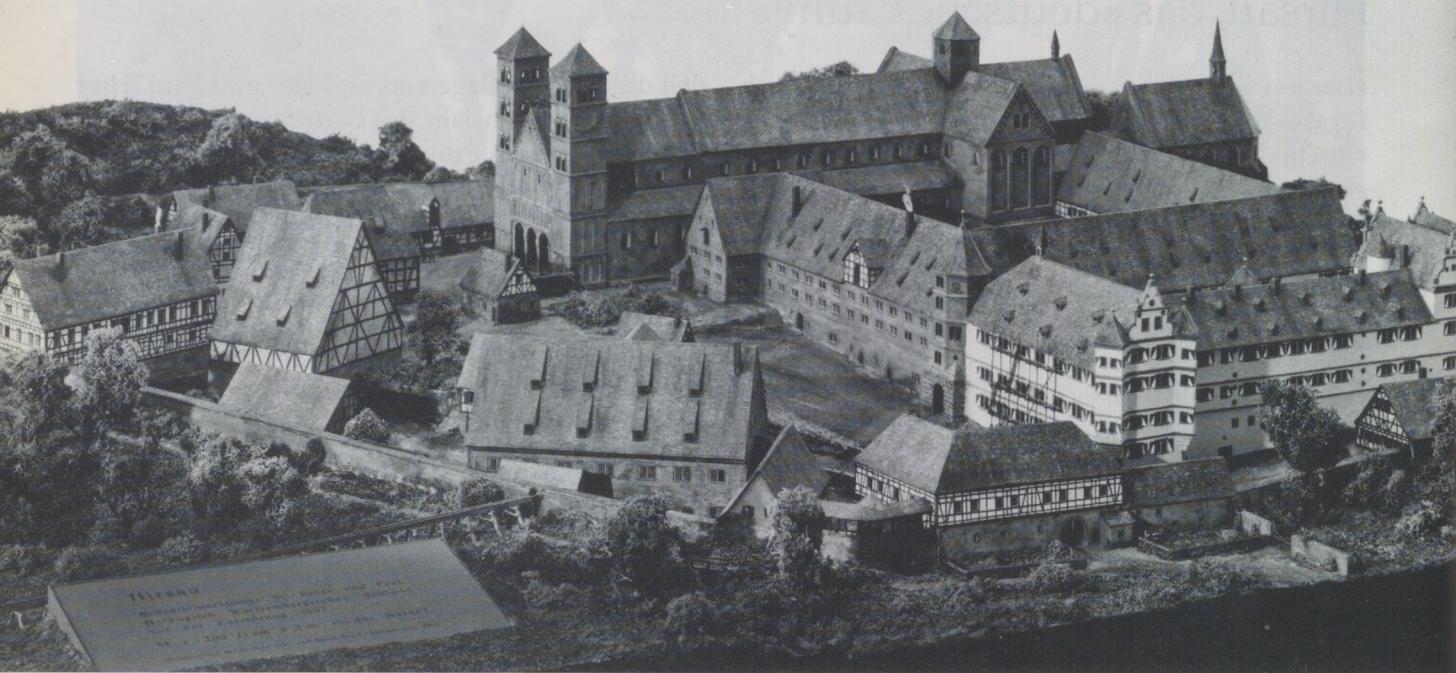
Seit 1982 gibt es aber noch einen weiteren Anziehungspunkt: die kleine Klostersammlung im Fruchtkasten. Manche lassen sich verwirren, denn zum Finanzamt zu gehen, wenn man eine Ausstellung besuchen will, kommt ihnen «spanisch» vor. Und doch ist es so. Das Land Baden-Württemberg hat keine Kosten gescheut (und dies in einer sparsamen Zeit!), um etwas zu verwirklichen, was eigentlich längst schon hierher gehört hätte: ein Mo-

dell der Klosteranlage von St. Peter und Paul. Hier kam das Jubiläumsjahr der Grundsteinlegung 1082 sehr gelegen, das Projekt durchzuführen.

Wenn wir das Finanzamt betreten, dann sehen wir an den Wänden Ansichten aus der alten Klosterzeit, beginnend mit dem meines Erachtens zu Unrecht dem Nördlinger Maler Sebald Bopp zugeschriebenen Aureliusbild, einer Ansicht des ersten Hirsauer Klosters aus den letzten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts. Wir stoßen auf das lebensgroße Bildnis des seligen Abtes Wilhelm, der Hirsau zu dem gemacht hat, was es heute, nach neun Jahrhunderten, noch in der Erinnerung ist, zum Sitz der «Hirsauer Reform». *Der Tod eines Menschen, der Gott gedient hat, ist eigentlich nicht ein Tod zu nennen, sondern vielmehr ein Tausch, da man das Vergängliche mit dem Unvergänglichen, das Irdische mit dem Himmlischen vertauscht.* Worte eines Abtes, der, aus Bayern stammend, wohl viele Höhen und Tiefen menschlichen Lebens durchlebt und durchlitten hat.

An den Wänden hinter der Fachwerkwand wieder Ansichten: solche aus der evangelischen Zeit, d. h. nach der Reformation, als man im Kloster eine protestantische Klosterschule einrichtete, darin allen anderen «Mannsklöstern» im Herzogtum Württemberg folgend, Ansichten aus der Wirklichkeit, aber auch solche aus der puren Fantasie. Sie alle beanspruchen weniger einen künstlerischen als einen dokumentarischen Wert, denn sie waren Vorlage für die Erstellung des Modells, das deswegen so schwierig anzufertigen war, weil alle bildlichen Zeugen etwas anderes gesehen hatten. Diese Aussagen mit der heutigen Wirklichkeit zu konfrontieren und dann den Zustand von kurz vor 1692, als Mélac anrückte, der als «Mordbrenner» leider seinem Namen auch hier alle Ehre machte, wahrscheinlich, ja sicher zu machen, das war eine harte Nuß, die aber von einem Expertenteam, dem auch drei Vorstandsmitglieder des SCHWABISCHEN HEIMATBUNDES angehörten, geknackt wurde. So erreichte man eine «historisch weitgehend getreue, wissenschaftlich abgesicherte Fassung» des Modells.

Da das Klostermuseum Hirsau im Obergeschoß der Marienkirche heute nicht zugänglich ist, ersetzt diese Präsentation das einst dort Gezeigte. So sind des weiteren Architekturskizzen und Architekturrisse, Pläne und auch steinerne Zeugen, die erst in den letzten Jahren zutage traten, in das Programm dieses kleinen Museums aufgenommen worden.



Doch soll dies alles nur Begleitmusik sein und nach dem Willen der Verantwortlichen hinter dem Modell und seiner eindringlichen Sprache zurücktreten. Wenn man den Raum verläßt, hat man sicher eine bessere, zureichendere Vorstellung von der Großartigkeit und Einmaligkeit der Anlage, in die der Fruchtkasten eingebettet ist, als vorher.

Voll des Geschauten überlasse man sich jetzt einem Schlendern durch die Anlage. Natürlich genügt es dem aufmerksamen Besucher Hirsaus nicht, «nur» diese Klosteranlage gesehen zu haben. Obwohl sich dort der Glanz, aber auch die Vergänglichkeit eines Klosters, das von 1082 bis 1534 Bestand hatte, spiegeln, ist dies nicht das Einzige, was uns an Hirsau so lockt. Wir treten aus dem Kloster, gehen über die Nagold und sind eingefangen von der steinernen Sprache und Würde der Aureliuskirche, die als Teil einer einstmals viel größeren Kirche dennoch so eindringlich zu uns spricht. Hier soll ja im Jahre 830, also in der Hoch-Zeit der Karolinger, das erste Kloster gegründet worden sein. Die Legende will wissen, dort habe einst ein blinder Bettler gesessen, der durch die Berührung mit der Reliquie des heiligen Aurelius, die ein Bischof Noting von Vercelli ins Nagoldtal brachte, wieder sehend geworden sei. Wenn auch diesem Kloster keine dauernde Stätte vergönnt war, so mußten die Ruinen desselben doch so imposant gewesen sein, daß ein deutschbürtiger Papst, Leo IX., seiner zu Calw sitzenden Verwandten Wiltrud den Befehl erteilte, dieses Kloster zu restaurieren und es dann dem Orden des hl. Benedikt

zu übertragen. So kam 1059 durch zwölf Mönche aus dem heute schweizerischen Einsiedeln neues Leben in die Aue der Hirsche, denn der Ortsname Hirsau leitet sich von der lateinischen Fassung ab. Mancher Leser wird sich daran erinnern, daß dieser Aurelius-Torso vor über zwanzig Jahren wiederhergestellt wurde und die katholische Kirchengemeinde seither dort ihre Gottesdienste abhalten kann.

Und wer von diesen beiden Klosterzeugnissen, St. Peter und Paul und St. Aurelius, noch nicht genug hat, der lenke seine Schritte den Berg an der Ottenbronner Straße hinauf zum Standort der uralten Nazariuskirche: sie markiert den Ur-Anfang kirchlichen Lebens in dieser Gegend.

Hirsau, heute ein Stadtteil der Großen Kreisstadt Calw, sollte man aber nicht nur bequem mit Auto oder Bahn (die glücklicherweise noch verkehrt) anfahren, sondern anwandern. Woher man immer auch kommt: nicht nur das Detail in den beiden Anlagen fasziniert, sondern auch das Gesamtbild. Wer nicht von der Höhe heruntergehen will, der wandere etwa das Tal von Liebenzell herauf, oder man vertraue sich, da der von Hermann Hesse noch so sehr besungene Calwer Wiesenpfad heute zur Straße herabgewürdigt ist, sich dem Roederweg von Calw aus an. Immer, zu allen Jahreszeiten und zu allen Gelegenheiten, wird Hirsau ein Erlebnis bilden, gleichgültig, ob wir es von Mutter Natur aus oder vor dem Modell stehend betrachten.

Das älteste Hirsau-Bild – eine Arbeit von Sebald Bopp?

Wolfgang Irtenkauf

Das älteste erhaltene Bild von Kloster Hirsau befindet sich seit 1951 im Besitz der Stadt Calw und kann im dortigen Heimatmuseum, das einen Besuch wahrlich verdient, besichtigt werden. Schon im Jahre 1934 von der Frankfurter Galerie Helbing zum Verkauf angeboten, dauerte es beinahe noch zwanzig Jahre, bis es einen Käufer und damit seinen heutigen Platz fand. Seit dieser Zeit kennt man das farbige Tafelbild aus den letzten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts, und es gibt wohl keine größere Veröffentlichung über Hirsau, die auf dessen Reproduktion verzichten könnte.

Massig schiebt sich in den Vordergrund das alte Aureliuskloster ostwärts der Nagold, während links oben auf dem Berghang die Urkirche Hirsaus, die Nazariuskirche, zu sehen ist, deren Patrozinium eindeutig auf das Lieblingskloster Karls des Großen, auf Lorsch an der Bergstraße, hinweist. Als Personen erkennen wir den hl. Aurelius in der Bischofsgewandung, dann den hl. Benedikt, den Gründer

des Benediktinerordens, dem ja Hirsau angehörte, mit Buch und Kelch, gegenüber den knienden Calwer Grafen Adalbert II. mit dem Calwer Wappen auf dem Fähnlein. Die Details sind, so scheint es, ungenau naturgetreu wiedergegeben. Leider ist das Bild an der unteren Seite abgeschnitten, weshalb z. B. der Fahnenträger nur noch an seinem Kopf erkenntlich ist.

Übereinstimmend hat sich in den letzten Jahrzehnten die Zuschreibung des weder datierten noch signierten Gemäldes an den Nördlinger Maler Sebald Bopp durchgesetzt, nachdem 1934 noch von einem «Meister aus der Landshuter Gegend um 1450» gesprochen worden war. Die Verbindung: Hirsauer Bild = Sebald Bopp wird Alfred Stange verdankt, der in seinem achten, 1957 erschienenen Band «Deutsche Malerei der Gotik» (Seite 97) auf den Hirsauer Geschichtsschreiber Abt Johann Tritheimius von Spanheim (Rheinpfalz) hinweist. Stange folgt dessen Ausführungen in freier Anlehnung an



das dort Geschriebene und verweist auf den Hirsauer Abt Blasius, der von 1484 bis 1503 regierte. Dieser Abt stammte nach Trithemius aus Öttingen, der damaligen Residenzstadt der Grafen gleichen Namens im Ries. Stange: *So wird begreiflich, daß ein in Nördlingen ansässiger Maler von dem immerhin beträchtlich entfernt gelegenen Kloster beauftragt worden ist.*

Um nun das Bild, was Stanges erklärte Absicht war, mit dem Maler Sebald Bopp in Nördlingen verknüpfen zu können, mußte auch eine Aussage bezüglich der Entstehungszeit gewagt werden. Hier äußert sich Stange wesentlich vorsichtiger: *Etwa ein Jahrzehnt früher von gegen 1500 datiert er.* Im Klartext läuft dies auf ca. 1490 hinaus; ein Zeitansatz, der gut in die Zeit des Abtes Blasius passen würde.

Gegen diesen Zeitansatz traten zwei gewichtige Stimmen auf. Erich Schmidt (Baugeschichte der St.-Aurelius-Kirche in Hirsau, Stuttgart 1950, Seite 13 bzw. 44) glaubte, das Bild sei ca. 1475 entstanden, d. h. neun Jahre vor Abt Blasius Regierungsantritt. Und der hochverdiente Calwer Heimatforscher Ernst Rheinwald kam (in dieser Zeitschrift 1954, Seite 128) zu der mit Nachdruck vorgebrachten Feststellung: *Die hinter dem Banner sichtbaren Gebäude des Klosters sind von Abt Bernhard kurz vor seinem Tod 1482 abgebrochen und zum «Viehhof» gemacht worden, ein Beweis, daß das Gemälde vor 1482 fertiggestellt worden ist.* Halten wir fest: beide Aussagen können mit Abt Blasius, aus Öttingen gebürtig, nicht mehr in Zusammenhang gebracht werden.

In der Zwischenzeit hat sich allerdings auch in bezug auf die Person des Hirsauer Abtes Blasius einiges getan. Klaus Schreiner hat in seinem 1964 erschienenen Buch *Sozial- und standesgeschichtliche Untersuchungen zu den Benediktinerkonventen im östlichen Schwarzwald* (Seite 148) den Lebenslauf des Abtes rekonstruiert. Abt Blasius Scheltrub (Schöltrüb) taucht erstmals 1479 als Großkeller im Kloster Hirsau auf. Die Angabe des Trithemius, der auch den Vater Heinrich und die Mutter Katharina nennt, wird – folgeschwer – korrigiert: Trithemius hat falsch gelesen, es muß Ötlingen statt Öttingen heißen. Ötlingen aber ist, abgeleitet vom Personennamen Otloh, nichts anderes als Aidlingen, Kreis Böblingen. Somit darf man in Abt Blasius den geistlichen Sohn eines Gäubauern sehen, dessen Heimatort nicht allzuweit von Hirsau entfernt liegt. Es ist also fraglich, ob Blasius jemals eine Residenzstadt in seiner Jugend aus der Nähe gesehen hat.

Aber auch die Spuren der Äbte, die vor Blasius Scheltrub gewirkt haben, führen nicht weiter. Geht man den Zeitansätzen von Schmidt und Rheinwald nach, so träfe man auf Abt Bernhard (Nachname unbekannt), der aus Gernsbach im Murgtal stamm-

te. Er regierte von 1460 bis zu seinem 1482 erfolgten Tode. Von ihm aus wäre der geographische Brückenschlag hinüber nach Nördlingen noch viel schwerer zu vollziehen.

Aber lenken wir den Blick nun auf Sebald Bopp, über den wir erstaunlich viel wissen. Sein Geburtsjahr ist unbekannt, nur sein Tod um Weihnachten 1503 ist nachgewiesen. Er stammt aus Bamberg und taucht erstmals in den schriftlichen Unterlagen im Jahre 1474 auf, als er Malergeselle in Würzburg ist. 1485 bewirbt er sich um die Aufnahme als Bürger in der damals blühenden Reichsstadt Nördlingen.

Hier muß eine Zwischenüberlegung eingeschaltet werden. Wenn Bopp 1475 oder vor 1482, wie Schmidt und Rheinwald vermuten, für Hirsau das Aureliusbild gemalt hätte, dann wäre man mit einem damals überhaupt nicht bekannten Maler ins Geschäft gekommen. Das wäre ein außergewöhnlicher Fall! Auch hätten sich, dies sei wiederholt, in dieser Zeit keine Beziehungen zu Nördlingen ergeben, sondern der Auftrag für Bopp wäre aus dem Nagoldtal in die Bischofsstadt am Main gegangen. Abt Bernhard, dies zur Vervollständigung unserer Aussage, war 1479 bei einem Treffen der Benediktineräbte in Nürnberg. Doch läßt dieser Hinweis nicht einmal die Vermutung zu, er könnte seine Reiseroute über Würzburg genommen haben.

In den Schoß sind unserem fraglichen Maler in Nördlingen die Aufträge nicht gefallen. Da ist in den ersten Jahren seiner dortigen Berufstätigkeit die Rede vom Anstreichen einer Bühne und dem Bemalen zweier Fahnen, die an hohen Kirchenfesten vom Turm der Georgskirche, dem «Daniel», flatterten. Erst im Jahre 1490 wird der Maler nach fünfjähriger Tätigkeit in Nördlingen eines größeren Auftrages gewürdigt. Er soll eine Altartafel in der Dorfkirche von Deiningen im Ries anfertigen. Dann tritt wieder der Alltag ein, und Sebald Bopp bemalt Rathaus und Tore der Stadt, auch einmal eine «Schießlade».

1493 erreicht Bopp der Ruf, in der Kirche von Berg bei Hof an der Saale einen Altar zu erstellen. Die Markgrafen von Brandenburg sind es, die den Maler Bopp dafür aussuchen – der Maler muß also bekannter geworden sein. Doch Bopp, der nach Quellaussagen *viel Kind hat und sehr arm* ist, kann die nötigen Mal-Utensilien nicht anschaffen, d. h. er ist nicht in der Lage, irgendwelche für seinen Beruf erforderlichen Investitionen zu tätigen. Neun Jahre lang zieht sich die Fertigstellung des Altarwerks hin, unterbrochen von Gelegenheitsarbeiten. Jetzt muß der Transport in das ferne Hof installiert werden. Damals erkrankt Sebald Bopp, schleppt sich in seine Heimatstadt Bamberg, liegt monatelang siech und krank. Ende 1503 stirbt er.

Aus den Quellen sind weitere Altarwerke Bopps gesichert, so eines für das Zisterzienserinnenkloster Kirchheim am Ries und ein anderes für das nahe Nördlingen liegende Kleinerdingen. Bei beiden Werken kam Bopp tatsächlich die von Alfred Stange bemerkte Protektion der Grafen von Öttingen zugute, die in Kirchheim ihr Erbgräbnis hatten.

Nun hat der bereits mehrmals genannte Alfred Stange diese künstlerische Lebenssumme doch nicht als ganz erfüllt betrachtet und ihm, Bopp, andere, aus den Archivalien nicht «abgesicherte» Arbeiten zugeschrieben, u. a. auch unser Hirsau-Bild. Er setzt es um 1490 an, zu einer Zeit also, in der Bopp zum ersten Mal einen größeren Auftrag für die Erstellung einer Altartafel in einer Rieser Dorfkirche erhalten hat. Wie könnte Bopps Ruf, falls es damals schon einen solchen gegeben hat, nach Hirsau dringen? Mit welchen Arbeiten konnte er sich künstlerisch legitimieren? Bedenkt man die geographische Herkunft anderer Meister und Künstler, die in jener Zeit für Hirsau gearbeitet haben, so muß man nicht allzuweit ausgreifen. Da bilden Urach und Zaberfeld schon die äußersten Grenzorte. In Hirsau sieht in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts alles nach einheimischer Kost aus. Auch aus diesem Blickwinkel scheidet Sebald Bopp aus.

Auch das scheinbar schlagende, hier noch ausgeklammerte Gegenbeispiel des Miterbauers des Hirsauer Kreuzgangs, Peter von Koblenz, des Hofbaumeisters von Graf Eberhard im Bart, verfängt nicht. Ob Peter aus dem rheinischen Koblenz oder aus dem gegenüber Waldshut liegenden schweizerischen Ort gleichen Namens stammt, ist unerheblich. Wichtig ist, daß er damals längst schon als oberster Architekt in den Diensten des württembergischen Grafen und späteren Herzogs Eberhard stand. Da in der Uracher Amanduskirche der Grabstein dieses Peter von Koblenz steht, ist es wohl sinnvoll anzunehmen, er habe dort seine Werkstatt, sein «Büro», gehabt.

Man wird somit nicht fehlgehen, den Maler unseres Hirsau-Bildes in der altwürttembergischen Region zu suchen. Lediglich eine Ausnahme wäre meines Erachtens gestattet: Rottenburg am Neckar, wo die Pfalzgräfin Mechthild, die Mutter Eberhards im Bart, ihren «Musenhof» als «schönes Fräulein von Österreich» hielt. Bei dieser außergewöhnlich an Bildung und Kunst interessierten Frau, deren 500. Todestag wir 1982 begangen haben, handelt es sich gleichzeitig um eine hohe Gönnerin Hirsaus, weshalb man sich wohl auch künstlerische Verbindungen von Rottenburg nach Hirsau denken könnte. Leider sind die Arbeiten der Rottenburger Maler aus jener Zeit verlorengegangen. Man wüßte z. B. gerne, wie jener Hofmaler der Mechthild, Albrecht Rebmann, gemalt hat – er stammte aus Nürnberg und war der Schwager jenes Hans Schüchlin, der für Tiefenbronns berühmte Kirche den Hochaltar gefertigt hat. Hier steht uns natürlich auch die Person des geheimnisvollen «Meisters vom Rohrdorfer Altar» vor Augen, der zu Rottenburg nahe Beziehungen hatte, ohne daß man ihn als den Maler des Hirsau-Bildes identifizieren könnte.

Das können nur einige und zugegebenermaßen vage Hinweise sein. Ungeklärt bleibt auch die Frage, welche Funktion das Hirsau-Bild einmal gehabt haben kann. Hing es wirklich im Sommerrefektorium, d. h. allen Dämpfen von Küche und Essen ausgesetzt? Denkbar wäre auch seine Aufstellung auf einem Nebenaltar der St.-Peter-und-Pauls-Kirche. Am 15. Oktober 1471 wurde ein solcher Altar zu Ehren des hl. Benedikt geweiht. Und dieser Heilige steht in unserem Bild deutlich im Vordergrund.

Fragen über Fragen – sie drängen auf Antwort. Doch in der Forschung gibt es wie in der hohen Politik: die «kleinen Schritte». Solche sollten hier gegangen werden. Auch wenn man an Sebald Bopp zweifeln kann und muß, so streicht dies nichts von der hohen Qualität der Arbeit des Malers ab, der das älteste Hirsau-Bild geschaffen hat.

«baider land und lute – in ain regiment» Der Münsinger Vertrag von 1482

Rainer Joos

Im Dezember 1482 tagte im Münsinger Schloß – wegen einer Seuche in diesen abgelegenen Landesteil geflüchtet – eine illustre Gesellschaft, die gar nicht zu diesem eher abweisenden und kargen Amtsgelände passen wollte: Die beiden gräflichen Vettern von Württemberg, Eberhard der Ältere und der Jüngere, samt ihren adeligen und bürgerlichen Beratern sowie den Abgesandten einiger württembergischer Städte. Von etwa anwesenden Prälaten erfahren wir nichts, obwohl auch in ihrem Namen entschieden wurde. Die Versammlung einigte sich auf ein Dokument, das als Münsinger Vertrag in die württembergische Geschichte eingegangen ist.

Zunächst zum Inhalt: Die beiden Grafen vereinbarten, daß sie ihr *baider land und lute in ain regiment und wesen tuen*, also ihr seit 1442 in eine Stuttgarter und in eine Uracher Hälfte geteiltes Land wieder vereinigen wollten. Stuttgart sollte wieder einzige Hauptstadt und Sitz der einzigen Zentralverwaltung des Landes sein. Bei den Aufwendungen für die Hofhaltung mußte Gleichheit herrschen. Darum schrieb der Vertrag genau vor, wieviel jeder aus der gemeinsamen Kasse entnehmen und wieviel Pferde er halten durfte.

Eberhard d. J. verzichtete zugunsten seines Veters auf die Regierung in seinem Landesteil – mit dem Recht der Nachfolge im Gesamtstaat. Bei Verkäufen und Verpfändungen von Landesteilen mußte er um Zustimmung gebeten werden. Eberhard d. Ä., bekannter als Eberhard im Barte, hatte mit diesem Vertrag ein langerstrebtes politisches Ziel erreicht, nämlich die Wiedervereinigung des Landes und die weitgehende Entmachtung seines unfähigen Veters. Jener lebte jetzt das Leben eines fürstlichen «Pensionärs», der auf den Tod seines Verwandten wartete.

Soweit die dynastische Seite dieser Abmachung – ebenso wichtig für die Landesgeschichte wurde die genossenschaftliche, denn der Landtag, bestehend aus Prälaten, Adel und Städten, garantierte und bestätigte diese landesherrliche Abmachung. Wieviele städtische Vertreter an diesen Verhandlungen teilnahmen, läßt sich heute nicht mehr sagen – im einzelnen genannt werden 56 Städte und Ämter –, gesiegelt haben 9, darunter auch das ferne Mömpelgard (= Montbéliard, Dep. Doubs in Frankreich). Der Vertrag machte die Stände zum Schiedsrichter über die streitenden Grafen: Eberhard d. Ä. kannte seinen unzuverlässigen Stuttgarter Vetter und wußte außerdem, daß die Stände im Konfliktfall

auf seiner Seite stehen würden. Die Münsinger Abmachung bildete also einen wichtigen Markstein in der Geschichte des Landes.

Will man sich die Bedeutung dieses Ereignisses für die Geschichte des Landes klarmachen, so muß man sich um genau 399 Jahre zurückversetzen: 1083 wurde die Burgkapelle auf der Burg Wirtemberg geweiht. Diese Anlage hatte ein Mann vornehmer Abkunft namens Conrad errichtet, der sich nach diesem seinem neuen Sitz nannte und der zu den Familien des süddeutschen Hochadels gehörte, die im Investiturstreit politischen Einfluß erlangten. Das Ende der Stauer in Deutschland verschaffte Graf Ulrich von Wirtemberg die Chance, seinen Besitz kräftig zu mehren. Seit dieser Zeit erlaubt es die Überlieferung, das Wachstum der Grafschaft zu beobachten. Die Ausdehnung erfolgte zunächst rems- und filsaufwärts in Richtung Schorndorf und Göppingen; aber auch zum Schwarzwald hin mit Calw, Wildbad und Rosenfeld sowie zur Alb mit der Grafschaft Urach. Der hier abgesteckte Rahmen konnte im Lauf des 14. Jahrhunderts weiter ausgefüllt werden, so daß Württemberg bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts zu einem verhältnismäßig geschlossenen Territorium zwischen Alb, Schwarzwald und Neckar heranwuchs, das zudem über beachtliche Positionen im Elsaß und in Burgund verfügte.

Die vier Felder des Herzogswappens von 1495 nennen – selbstverständlich zufällig – die Wege, auf denen diese Erweiterung des Stammesbesitzes (Hirschstangen) gelang: Käufe (z. B. Herrschaft Teck 1381 – Rauten), Heirat (z. B. Mömpelgard – Fische), Erwerb von Reichslehen (z. B. Markgröningen – Reichssturmflagge). Für den späteren Beobachter erscheint dieses Wachstum des Landes fast als zielgerichteter naturwüchsiger Vorgang, vergleichbar etwa den Jahresringen eines Baumes.

Man wird im Fall Württemberg daran zu erinnern haben, daß die Herrscherfamilie in diesen entscheidenden zweihundert Jahren zwischen 1250 und 1450 nur sehr wenige Mitglieder aufwies, und eine Landesteilung gab es erst 1442. Solche Teilungen bedeuteten oft den Ruin beider Teilherrschaften, weil zwar die Einkünfte halbiert wurden, nicht aber die Ansprüche und damit die Ausgaben. Es gab im Hause Württemberg außerdem mehrere Male sehr lange Generationenfolgen. Dazuhin wirtschafteten die Grafen recht sparsam, und das wohl aus der Einsicht heraus, daß nur so in den unruhigen Zeiten vor allem des 14. Jahrhunderts die immer bedrohte Exi-

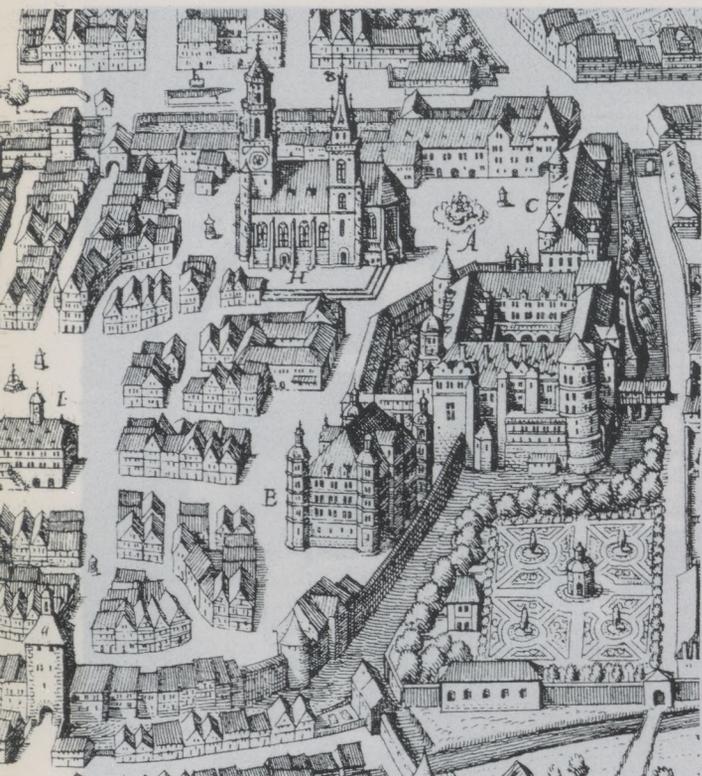


Graf Eberhard der Milde von Württemberg im Kreis seiner Räte. (Um 1430)

stanz des Landes gesichert und den mächtigen Reichsstädten Paroli geboten werden konnte. Der Erweiterung nach außen entsprach die Festigung nach innen. Zunächst bauten die Grafen seit etwa 1320 Stuttgart zur festen Residenz aus. *Mit dem Bau der Stuttgarter Wasserburg gibt Eberhard (der Erlauchte) dem ganzen Land den rechtlichen Mittelpunkt* (Hansmartin Decker-Hauff). Hier errichtete man auch die Büros der zentralen Verwaltung, und zwar in dem Haus, das der gräflichen Residenz am näch-

sten lag, in der «Alten Kanzlei». Außerdem verlegte man das Erbbegräbnis der Grafenfamilie aus dem gefährdeten Beutelsbach hinter die weit sichereren Stuttgarter Stadtmauern in die neuerbaute Stiftskirche. Zum Glück hat wenigstens dieser Teil Stuttgarts sowohl den Bombenkrieg wie auch den Wiederaufbau nach 1945 überstanden.

Viele kleine Städtchen des Landes besaßen ebenfalls solche herrschaftlichen Zentren. Meist um eine Burg oder ein kleines Stadtschloß konzentriert, lagen



Oberhalb des Alten Schlosses erkennt man rund um den heutigen Schillerplatz das Stuttgarter «Regierungs-viertel», das im Namen der Alten Kanzlei weiterlebt.

Schreibstuben und Fruchtspeicher, wo die herrschaftlichen Steuern und Einkünfte gesammelt, registriert, verkauft oder für den Transport nach Stuttgart vorbereitet wurden. Dort wohnten auch die Mitarbeiter des Grafen, die Beamten, also Leute mit genau beschriebenem Aufgabenkreis und festen Bezügen. Diese Leute bildeten gefügigere und zuverlässigere Helfer als die adeligen Herren, die selbst Herrschaften zu eigen oder zu Lehen besaßen und deshalb einen Posten in der landesfürstlichen Verwaltung nicht unbedingt nötig hatten.

Die Mittel für diese zunehmenden Aufgaben der Verwaltung konnten die Bauern auf den landesfürstlichen Gütern und Höfen nicht mehr alleine aufbringen. Darum wandten sich die Landesherren an die übrigen Herrschaftsträger im Land und erbaten von ihnen «Rat und Hilfe», d. h. Geld. Zuerst betraf dieses Ersuchen die adeligen Herren im Land, die Lehen vom Landesherrn innehatten, denn dem Lehensherrn zu «raten» und zu «helfen» gehörte von alters her zu den Pflichten des Lehensmannes. Aber ein spätmittelalterliches Territorium bestand nicht nur aus Eigengütern des Landesherrn und adeligem Lehensbesitz: Seit dem 13. Jahrhundert hatte sich die wirtschaftliche und soziale Entwicklung stark auf die Städte konzentriert. Das galt zunächst für die Reichsstädte, aber auch die vielen kleinen Städte entwickelten eine beachtliche Wirt-

schaftskraft. Ihre Selbstverwaltung besaß nicht nur Aufgaben und Rechte in der Stadt selbst, sondern auch in den Dörfern des Umlandes, die mit der Stadt zusammen zu einem Amt gehörten. Stadt und Amt bildeten in Württemberg also nicht nur einen herrschaftlichen Bezirk, sondern auch eine Selbstverwaltungskörperschaft.

Die 1482 genannten, aber nicht einzeln aufgeführten Prälaten bildeten noch nicht lange einen Stand innerhalb der Grafschaft. Erst zwischen 1450 und 1470 wurde die Verbindung zum Land enger. Die Prälaten verkehrten am Hof und übernahmen Aufgaben als Gesandte oder als Beauftragte während der Abwesenheit des Landesherrn. Dabei spielte sicher das Interesse dieser Herren an geordneten Zuständen im Land eine ebenso große Rolle wie ihr Ehrgeiz, in der Landespolitik und am Hof Ansehen und Einfluß zu gewinnen.

Adel, Städte und Prälaten hatten also im Lande während des 15. Jahrhunderts erheblich an politischem Gewicht gewonnen. Wichtige Etappen in diesem Prozeß der Konsolidierung und der zunehmenden Zusammengehörigkeit der einzelnen Landesteile stellten die Vormundschaften über minderjährige Landesfürsten dar, die im 15. Jahrhundert wiederholt eingerichtet werden mußten (1419, 1450, 1457). Dieselbe positive Wirkung auf ständische Mitbestimmung im Lande hatten die vielen kriegerischen Verwicklungen, vor allem mit Kurpfalz und den Reichsstädten, in denen die Herrschaftsträger im Land um finanzielle Mithilfe angegangen werden mußten. Die Teilung des Landes von 1441/42 hatten die Stände nicht verhindern können; sie gewannen also erst in den beiden Teilstaaten Einfluß, ehe sie 1482 die auch ihren Interessen entsprechende Wiedervereinigung des Landes besiegeln und garantieren durften.

Ganz gewiß handelt es sich bei den Landständen nicht um ein Parlament, sondern allenfalls um die Vertretung einer privilegierten Oberschicht, *die sich von den unter ihr stehenden Volksschichten durch ihre politische und wirtschaftliche Machtstellung abhob und deren Interessen nur indirekt, d. h. so weit vertrat, als sie sich mit den eigenen deckten* (Rudolf Seigel). Dennoch wurde hier politische Mitbestimmung durch die Beherrschten praktiziert. So gehört der Münsinger Vertrag doch wenigstens indirekt zu den «parlamentarischen Traditionen», deren man in unserem Bundesland zurecht mit Stolz gedenkt.

Dieser Beitrag entspricht nach Inhalt und Anlage dem vom Verfasser bearbeiteten Abschnitt innerhalb des Schulbuches: Heinz Dieter Schmid, Fragen an die Geschichte Bd. 2, Frankfurt: Hirschgraben 1975 u. ö., S. 152–162.

Über Feuerbachs Aufstieg zur Industriestadt

Willi A. Boelcke

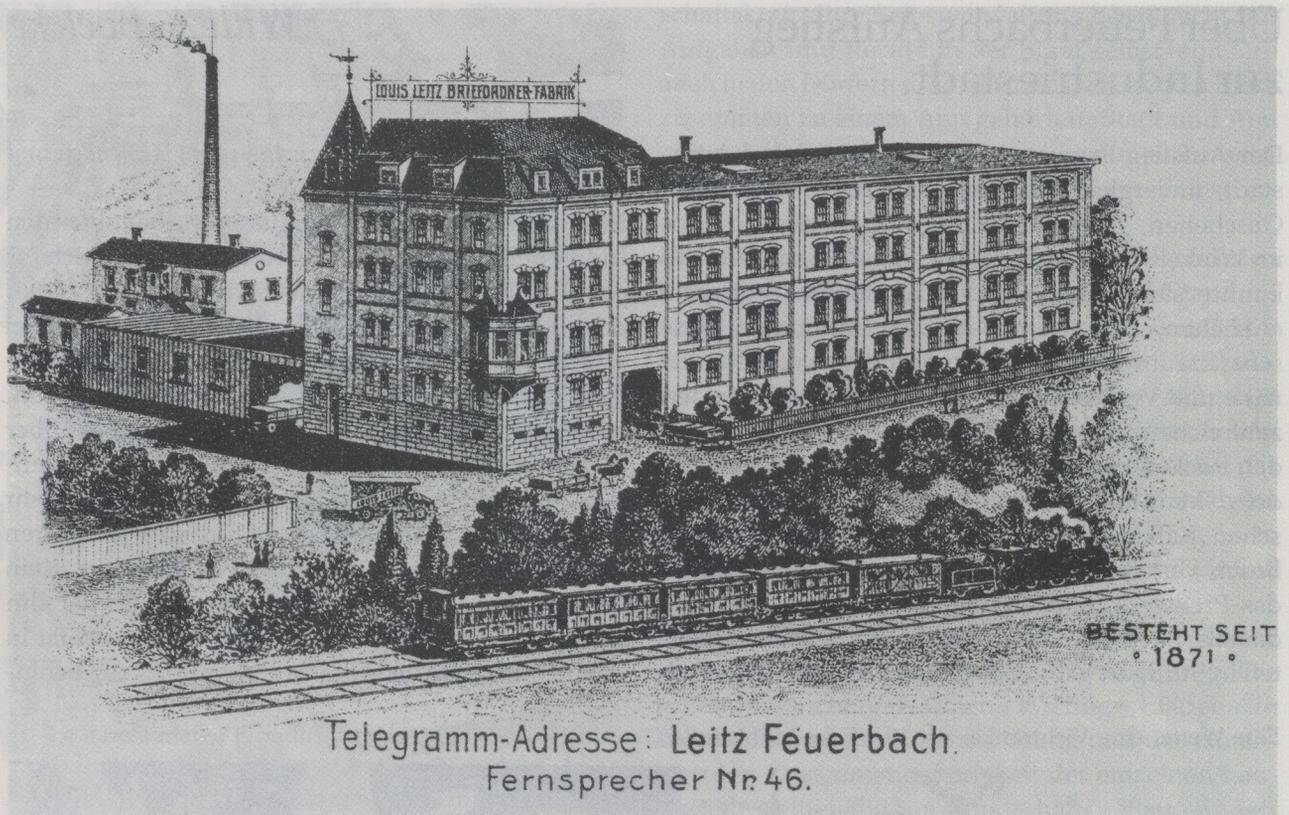
Der Aufstieg Feuerbachs zur modernen Industriestadt, unvergleichlich rasch, ein atemberaubendes Geschehen, glich nie einem beschaulichen «Glück im Winkel» und bot dafür auch kaum Chancen. Nie konnte sich Feuerbach den Einflüssen Stuttgarts entziehen, stets war es in den Stuttgarter Wirtschaftsraum eingebunden, profitierte von Marktnähe und Verkehrsgunst und nicht zuletzt von den zahlreichen Industrieunternehmen, die Stuttgart den Rücken kehrten, um sich in Feuerbach anzusiedeln. Markungsgrenzen waren in unternehmerischen Kalkülen nie primär entscheidend. Robert Bosch verlegte 1910 einen Teil seiner Fabrikation, das Preßwerk, nach Feuerbach, obwohl es für ihn damals noch genügend Ausdehnungsmöglichkeiten in Stuttgart gab. *Aber ich scheute mich*, so schrieb

er in seinen Lebenserinnerungen, *den lärmenden und lästigen Betrieb dort einzurichten.*

Seit 1863 setzte der Exodus von bedeutenden Industrieunternehmen aus Stuttgart ein, die sich für das nahe Feuerbach entschieden und dort auf Dauer oder nur zwischenzeitlich ihren Sitz nahmen. Dabei wurde die erste Industrie keineswegs mit industrie-freundlicher, einladender Gebärde aufgenommen. Die Feuerbäcker bewiesen Jahrzehnte ihr gegenüber nicht die ihnen seit langem nachgesagten Tugenden, nämlich im allgemeinen gutmütig und sehr fleißig zu sein. Unwillig sah man das zwar im alten Rathaus begrüßte Aufkommen von Fabriken. Kein Feuerbäcker wollte anfangs wohl infolge der ihn prägenden bäuerlich-handwerklichen Mentalität in einer Fabrik arbeiten und war eher noch zur Schin-

Eine Wette, eine Viehtränke, wie hier Ecke Mühlstraße/Oswald-Hesse-Straße, gab es früher in jedem Dorf.





Telegramm-Adresse: Leitz Feuerbach.
Fernsprecher Nr. 46.

derer in den Steinbrüchen bereit. Nur langsam änderte sich die Abneigung gegen das Fabrikwesen, bei den zahlreichen Zuwanderern dagegen nicht vorhanden, weil sie sich gerade wegen der in den Fabriken gebotenen Arbeitsplätze allzugern in Feuerbach seßhaft machten oder nach dort einpendelten. Noch auf dem Bankett im Bahnhofshotel während der Stadterhebungsfeier 1907 erinnerte der Vorstand des Fabrikantenvereins, Dr. Dorn, in seiner Festansprache mit einem Nebensatz an erlittene Unbill: *Die Fabrikanten fühlen sich trotz der großen Schwierigkeiten, die ihnen teilweise beim Beginn ihrer Tätigkeit erwachsen seien, jetzt recht wohl in der hiesigen Gemeinde.*

Die Industrie hat sich Feuerbach allen Widerständen zum Trotz erschlossen und erobert, von hier aus europäisches Format und Weltruf erlangt und damit auch Feuerbach zu dem gemacht, was es heute darstellt. Das ursprünglich große, marktberichtete Pfarrdorf, einst eine Stunde nördlich von Stuttgart gelegen und nur auf beschwerlichem Fußweg von dort zu erreichen, auch nur für den, der Bergsteigen gewohnt war, erlebte in wenigen Jahrzehnten durch die Industrie einen grundlegenden wirtschaftlichen und sozialen Wandel, einen Umbruch, wie er sich zu jener Zeit an keinem anderen Ort Württembergs vergleichbar vollzog. Technik und Industrie brachen in eine Art ländlicher Idylle ein, die bis dahin hauptsächlich von Feldbau, von Viehzucht, vom Betrieb

bedeutender Steinbrüche und von 600 württembergischen Morgen Weinbau am Lemberg und Hohwart – keine Spitzenlagen – zumeist auskömmlich lebte. Auch besaßen die Feuerbäcker die größte Waldfläche unmittelbar vor Stuttgarts Toren, einen herrlichen Laubwald. In dieses Milieu drängten sich nun plötzlich von Jahr zu Jahr mehr und mehr Fabriken und stellten die Menschen vor immer neue Probleme. Sprunghaft stieg etwa seit dem Deutsch-Französischen Krieg Feuerbachs Einwohnerzahl, zwischen 1860 und 1890 von 3000 auf 6000, verdoppelte sich also, um sich von 1890 bis 1907 bei stürmischer Industrialisierung erneut zu verdoppeln, auf über 12200 hochzuschleunigen. Bis 1931 kamen weitere 10000 Bewohner hinzu und stieg die Einwohnerzahl auf 21200. Gleichzeitig vervielfachte sich das Gebäude- und Gewerbesteuerkapital. Man wurde fast von Jahr zu Jahr im Schnitt wohlhabender und moderner. Eine moderne Infrastruktur mußte geschaffen werden. Mehr und mehr prägte Feuerbachs jüngste Tochter, die Industrie, auch die Sozialstruktur des zu städtischer Siedlungsverdichtung fortschreitenden Dorfes.

Auf einer erhaltenen Wählerliste von 1900 mit 1090 Wahlberechtigten – nur Männer, weil Frauen noch nicht wählen durften –, zugleich ein sehr aufschlußreiches Dokument der damaligen Berufs- und Sozialgliederung, bildete die auf unselbständige Fabrikarbeit angewiesene Arbeiterschaft die große

Mehrzahl des Wählerpotentials, darunter 236 ausdrücklich so genannte Fabrikarbeiter, 26 Werk- und Maschinenmeister, 35 Tagelöhner und 293 Handwerker, die wohl überwiegend in den Fabriken arbeiteten. An das alte, allmählich verschwindende Feuerbach erinnerten noch die rund 140 Weingärtner, die 31 selbständigen Bauern, alle schon mit Hofgrößen unter der heutigen EG-Norm, ferner der einzige wahlberechtigte Hausierer, die 103 Steinbrecher und sonstigen Steinbrucharbeiter, sowie die sechs Steinbruchbesitzer. Das Industriezeitalter war ferner 1900 mit mehreren promovierten Chemikern vertreten, durch Berufe wie Prokuristen und Buchhalter, Galvanoplastiker, Zinkografen und Elektrotechniker. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts war Feuerbach der Ort in Württemberg mit dem größten Anteil an unselbständigen Arbeitern an der Gesamtzahl der Wahlberechtigten und obendrein noch mit dem größten Anteil an Fabrikanten. Über 40 Fabrikanten nannte die Wählerliste von 1900, unter ihnen die wohlbekanntesten, noch heute mit Feuerbach verwurzelten Namen wie Louis Leitz, Max Roser, Dr. Eugen Schaal, Wilhelm Volz, u. a. m. Bahnbrechende Unternehmergestalten und eine überwiegend organisierte und disziplinierte Arbeiterschaft waren auch die eigentlichen Gründer der Stadt Feuerbach. Die Stadtwerdung bedeutete zugleich einen wesentlichen Schritt zur politischen Emanzipation der Arbeiterschaft und weg vom diskriminierenden Klassenwahlrecht.

Um sofort mit dem Inkrafttreten des Gesetzes – Zitat aus der «Feuerbacher Zeitung» von 1907 – die Vorteile desselben, insbesondere der Einführung des Proportionalwahlrechts, genießen zu können, haben die bürgerlichen Kollegien in der Sitzung vom 27. Februar dieses Jahres auf den Antrag des Vorsitzenden beschlossen, an Seine Majestät den König ein Gesuch um Verleihung der Eigenschaft einer Stadt nach dem bisherigen Recht einzureichen. Etwas Überraschendes geschah daraufhin. In der für positive Entscheidungsfindungen im Rahmen von Staatsministerien sicher außergewöhnlichen Zeit von nur knapp vierzehn Tagen – die Zeit der Postbeförderung und -ausfertigung ist abzuziehen – verlieh das Staatsministerium im Vollmachtsnamen seiner Majestät des Königs durch Entschließung schon vom 15. März 1907 dem Pfarrdorf Feuerbach die Eigenschaft einer Stadt. Als die Feuerbacher dann am 20. März von ihrem Glück erfuhren, waren sie gar nicht vorbereitet, sogleich ein großes Fest auf die Beine zu stellen. Feiern aber, wann Feste fallen, war seit jeher bei den gemütlich-fröhlichen Feuerbachern zur Tradition geworden. Sogar Goethe könnte dafür Beleg sein.

Nach Zuffenhausen hinabfahrend, schrieb Johann Wolfgang von Goethe 1797, sahen wir Feuerbach rechts in einem schönen Wiesengrunde. Ein Bauer, der eine Querpfeife auf dem Jahrmarkt gekauft hatte, spielte darauf im Nachhausegehen – fast das einzige Zeichen von Fröhlichkeit, das uns auf dem Wege begegnet war. Wenn ich dieses oft erwähnte Goethe-Zitat richtig inter-

Kontor der Firma Leitz um 1905. Rechts Ludwig Leitz, links der leere Stuhl des Firmengründers Louis Leitz.



pretiere, dann ist es nicht nur eine frühe Bestätigung Feuerbacher Fröhlichkeit aus prominenter Feder, sondern handelt es sich auch bei dem flötenden Bauern um den ersten fröhlichen Feuerbäcker, der in die Weltliteratur Eingang gefunden hat.

Von der Lust der Feuerbäcker am Feiern berichtet nicht nur die von 1875 bis 1969 erschienene ehrwürdige «Feuerbacher Zeitung» reichlich, sondern künden teilweise auch die Polizeiakten der Regierung des Neckarkreises, von denen man allgemein delikate Aufschlüsse erwartet. Zur Stadterhebungsfeier am 1. September 1907 forderte Feuerbachs ver-

dienstvoller Stadtschultheiß und späterer Oberbürgermeister Geiger wegen des außerordentlich starken Menschenandranges die Kommandierung von sechs Landjägern zur Unterstützung der hiesigen Polizei an. Am Sonntag, dem 1. August 1909, Einweihung des neuen Rathauses, Eröffnungsfeier der Feuerbacher Straßenbahn und großes Turnfest, ebenfalls stolze Tage in der Feuerbacher Chronik, bat er, zwei Landjäger abzuordnen. Kurz darauf forderte er zur Kirchweihe einen Landjäger an. 1912 war die Kirchweihe sogar mit einer großartigen Gewerbe- und Industrieausstellung verbunden. König

Hermann Pfeleiderer präsentiert seine Firma auf der Leipziger Messe.



Wilhelm II. war anwesend. Und zum 75jährigen Bestehen des Liederkranzes Feuerbach am 4. Juli 1914 wurde die Bitte um zusätzlichen Polizeischutz so begründet: *Mit dieser Feier ist ein Sängerkonzert von größerem Umfang verbunden. Wie ich höre, sind 4500 auswärtige Sänger angemeldet. Ein Massenbesuch von auswärts ist zu erwarten.* Aber wer nun glaubte, die Polizei hätte bei den Feuerbacher Massenfeiern alle Hände voll zu tun gehabt, wird bitter enttäuscht. Es ist bei alledem nichts Besonderes vorgefallen, es hat keine Anstände gegeben, lauteten über Jahre hinweg stereotyp die Rapporte der angeforderten Landjäger. Eigentlich nicht ganz selbstverständlich!

Praktische Vernunft und Sinn für Gemeinwohl habe Klassenunterschiede überbrückt, kommentierte Stadtschultheiß Geiger in seiner Festansprache 1907. Er kannte aus nächster Nähe die in Feuerbach aufeinanderprallenden sozialen Gegensätze und Unterschiede, die bei allem Gefühl der Zusammengehörigkeit auch in den Sitzungen der bürgerlichen Kollegien zum Durchbruch kamen. Schultheiß Geiger, nicht die Weichenstellung einer Allparteien-Regierung im Rücken, hat jedoch, wie in einem Auszeichnungsvorschlag von 1909 zu lesen, als *Ortsvorsteher eine glückliche Hand gezeigt, als er mit geringen Ausnahmen zwischen den politisch scharfen Gegensätzen in der Gemeindevertretung die richtige Mitte zu sichern wußte.*

Weder in sozialer noch politischer Eintracht ist Feuerbach zur Stadt herangewachsen. Man hat für den Aufstieg zudem schwere Opfer bringen müssen, freiwillig, murrend oder auch – wenn man so will – aus der Einsicht in die Notwendigkeit. Erleichtert wurde häufig der Sprung aus der Enge der agrarischen Tradition in die moderne industrielle Welt mit ihren unerbittlichen Zwängen durch eine insgesamt wohl sozialverantwortungsbewußte Unternehmerschaft (die Rosers waren Herrnhuter Pietisten, Robert Bosch wählte bekanntlich sozialdemokratisch), die mehrfach durch private, sich auszeichnende Stiftungen unentbehrliche Institutionen (Schulen, das Krankenhaus) finanzierte. Bei den Gebrüdern Schneider, Fabrik verzinkter Eisenblechwaren und Verzinkerei, genügte offenbar 1895 der Anlaß der Errichtung einer neuen Werkstatt, um beim Gratischmaus den Arbeitern eine allgemeine, sogleich die Festfreude hebende Lohnerhöhung zu verkünden – sicher eine seltenere Überraschung. In anderen Branchen und Betrieben mußten die Arbeiter für Lohnerhöhungen und die schrittweise Reduzierung des ursprünglichen Zwölfstundentages jahrzehntelang kämpfen und streiken. Bosch führte schon 1906 den Achtstundentag ein und zahlte den Arbeitern 1908 den damals hohen Durchschnittslohn von jähr-

lich 1904 Goldmark. Dennoch bekamen bei aller sichtbaren Sozialverantwortung des Unternehmertums bei der Landtagswahl 1907 die Sozialdemokraten in Feuerbach 11851 Stimmen und die vier kandidierenden bürgerlichen Parteien zusammengekommen nur 5707. Trotz dieses eigentlich erdrückenden, dem Unternehmertum zumindest mit kritischer Distanz begegnenden sozialdemokratischen Übergewichts in Feuerbach, das sich allerdings weniger im 12- bzw. dann 18köpfigen Gemeinderat, um so mehr aber im Bürgerausschuß vor 1914 geltend machte, gelang der steile, noch heute bewundernswerte Aufstieg zur Industriestadt.

Er erfolgte nach einem aus der Praxis der Industrialisierung erwachsenen Muster, das als Feuerbacher Modell in die württembergische und in die deutsche Wirtschaftsgeschichte einzugehen verdient. Dieses Modell wurde in der Folgezeit oft nachgeahmt und nachempfunden, nur selten erreicht und eigentlich nur von Gemeinden übertroffen, die zu den ausgesprochenen Glückskindern des vergangenen «Wirtschaftswunders» zählten, in nächster Nähe von Stuttgart beispielsweise Fellbach und Sindelfingen. Kennzeichnend für das Feuerbacher Modell der Industrialisierung war der rasche Wandel einer dörflich-bäuerlichen Siedlung ohne nennenswerte gewerbliche Tradition zur Industriestadt mit zudem beachtlichem Einpendlerüberschuß in erster Linie durch den Zuzug und die Ansiedlung auswärtiger Industrie. Von den 45 Industriebetrieben im Jahre 1899 waren nachweislich 33 aus Betriebsverlegungen nach Feuerbach hervorgegangen, weil städtische Expansion, ungünstige Terrainverhältnisse, sich verteuernde Bodenpreise und höhere Lohnkosten vornehmlich in Stuttgart und Cannstatt die Expansion wachsender Industrien behinderte. Insofern unterschied sich die Feuerbacher Industrialisierung von der sich im gleichen Zeitraum vollziehenden Industrialisierung Friedrichshafens oder der aus dem heimischen Handwerk erwachsenen von Schwenningen oder Kornwestheim.

Dank einer bemerkenswert umsichtigen und klugen kommunalen Industriepolitik vereinte der junge Industriestandort Feuerbach bald – abgesehen von den anfangs verfügbaren billigen Arbeitskräften – zahlreiche Vorzüge, die nicht nur ständig neue Industrien anzogen, namentlich auch nach dem Auszug der in die Nähe des Wassers strebenden chemischen Industrie, sondern darüber hinaus wesentlich zur Kostensenkung bei der Industrie beitrugen. Kommunale Industriepolitik, die die Konkurrenzfähigkeit der angesiedelten Industrie begünstigte, verdiente zu allen Zeiten Lob. Die von Anbeginn vorgenommene Trennung von Industrie- und

Preisgekrönt auf allen
besichtigten Ausstellungen

**MASCHINEN-FABRIK
Gg. Kiefer**

Specialitäts-
Maschinen:

Luftpropeller.
Exhaustoren,
Ventilatoren,
Hochdruckbläser,
Kronenventilatoren,
Staubsammler,
Wasserfänger,
Ölfänger
Schmiedeiserne
Teilscheiben.

Feuerbach-Stuttgart

Ausschliessliche Specialitäten:

* Entstaubungs-Anlagen *
* Ventilations-Anlagen *
Trocken-Anlagen und Heizungs-
Anlagen nach amerikanischem System.

Patente in allen Staaten.

Telegraph-Adresse:
Kiefer Feuerbach.
Fernsprecher N^o 20.

Wohngebiet, heute eine Selbstverständlichkeit, war eine weitschauende Feuerbacher Pioniertat, 1893 im Ortsstatut schon verankert. So konnte auch lästige Industrie angesiedelt werden. Ebenso selbstverständlich war es von Anbeginn für die im Feuerbacher Rathaus waltende Vernunft, daß man ständig eine Landreserve für die Industrieansiedlung bereithielt, kostengünstig, weil zum Selbstkostenpreis der Gemeinde zu erwerben, 1878 1,50 Mark je qm, nach 1900 zwischen zwei und fünf Mark. Für *Ankauf und Erweiterung von Grund und Boden behufs Wiederveräußerung zu mäßigem Preise an zu gewinnende Industrieunternehmungen* waren in den Feuerbacher Gemeindeetats stets erhebliche Beträge ausgewiesen. Den Löwenanteil des Gemeindeetats – nicht die Personalkosten – verschlang Jahr für Jahr die Verbesserung des Verkehrsnetzes, der Straßen und der Bau der Industriegleise seit 1899, bis 1929 auf fast 24 km Länge ausgedehnt. Auch eine Besonderheit Feuerbachs, das dadurch die Frachtkosten der Industrie verbilligte, wenn man vor allem hinzufügt, daß zur Bewegung eines Güterwagens auf einem Kilometer Industriegleis von der Württembergischen Staatsbahn nur eine Mark verlangt wurde. Für die Verbiligung der Fahrtkosten für die einpendelnden Arbeitskräfte sorgten Eisenbahn und Straßenbahn, namentlich die 1909 eingeweihte Feuerbacher Straßenbahn nach Weilimdorf (9 km), Ende 1926 bis

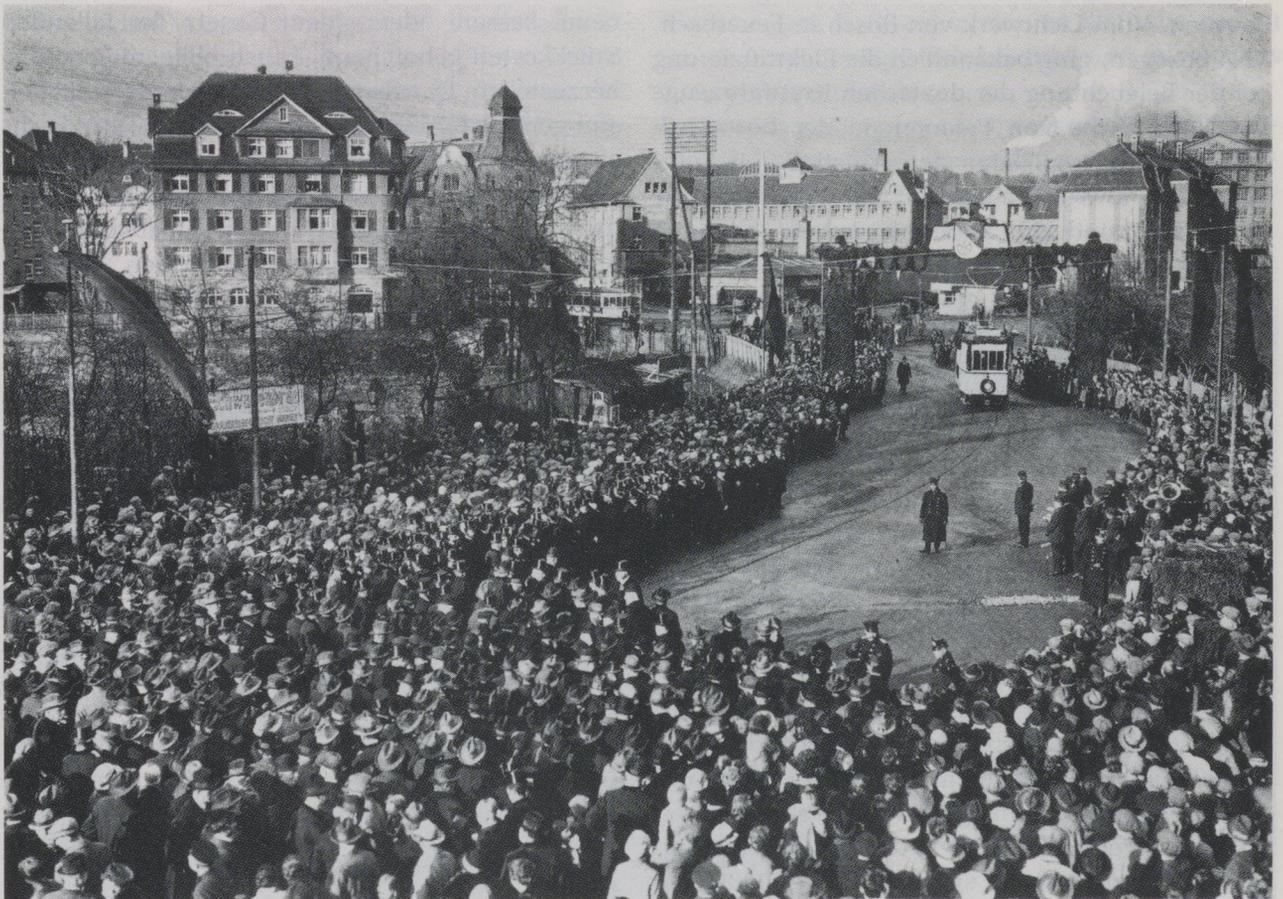
nach Gerlingen erweitert. Binnen weniger Jahrzehnte gelang es der kommunalen Investitionspolitik, Feuerbach eine gut ausgebaute Infrastruktur zu verschaffen. Es besaß ein eigenes Gas- und Wasserwerk, unterhielt vorzügliche Schuleinrichtungen und eine größere Anzahl stadteigener Mietwohnungen. Seit 1887 gingen entscheidende Anstöße zur Modernisierung, Industrialisierung und besseren Verkehrsanbindung Feuerbachs immer wieder vom hiesigen Gewerbeverein aus. Er legte Grundsteine auch für die noch heute beispielhafte Lehrlingsausbildung in Feuerbach (Bosch). Schon damals zeigte sich, daß der Kontakt der Industrie mit den Behörden nicht intensiv genug sein konnte. Außenstehende könnten wohl leicht der Auffassung sein, daß der Unterhalt einer eigenen kostspieligen Straßenbahn ausgerechnet durch eine Stadt von 20000 Einwohnern eher einen entbehrlichen Luxus darstellte und vielleicht sogar einem übertriebenen Geltungsstreben entsprang. Straßenbahnen stellten im Stuttgarter Großraum aber nie allein ein Verkehrsmittel dar, sondern indem sie dazu dienten, die Vororte der Kesselstadt näherzubringen, wurden sie nach 1900 zugleich zu politischen Fangarmen der Annexion, der Eingemeindung. Ebenso wie Feuerbachs Stadterhebung im unbändigen Streben nach Emanzipation und Unabhängigkeit wurzelte, sollte auch die Feuerbacher

Straßenbahn als Symbol und Instrument zur Behauptung der erlangten Unabhängigkeit dienen. Eigener Straßenbahnbau sollte die drohende Eingemeindung nach Stuttgart verhindern, so sah es auch Oberbürgermeister Geiger: *Gerade dies hat die Gemeinden Feuerbach, Zuffenhausen und Weilimdorf, die aller Voraussicht nach über kurz oder lang zu einer einzigen Gemeinde verschmolzen sein werden, veranlaßt, an das Staatsministerium ein Gesuch um Übertragung der Konzession für eine neu zu errichtende Straßenbahnlinie Weilimdorf–Feuerbach–Zuffenhausen–Stammheim zu richten. Diese Konzessionsübertragung fürchtet aber Stuttgart mehr als der Teufel seine Großmutter, und um sie zu hintertreiben, setzt es alle Hebel in Bewegung. Sein gemeindepolitisches Bestreben ist eben darauf gerichtet, die in seiner Umgebung gelegenen Gemeinden mehr und mehr zu sich in wirtschaftliche Abhängigkeit zu bringen und, wenn ihm die Zeit gekommen erscheint, um so leichter einsacken zu können.*

Geiger hat kaum übertrieben. Das hochdramatische, jahrelange Ringen um die Vereinigung von Weilimdorf und Zuffenhausen mit Feuerbach belegte die Zähigkeit und das diplomatische Geschick, mit denen Stuttgart seine Eingemeindungspolitik betrieb und durchsetzte. Dabei ging es den Feuerbä-

chern eigentlich nur darum, die reichen Früchte ihrer Lebenskraft selber zu genießen und nicht gewissermaßen einen Fruchtzehnt dem Gott der Großstadt und seinen Götzen abliefern zu müssen. Die Steuern der in Stuttgart ansässigen Feuerbacher Fabrikanten genügten dem Stuttgarter Stadtkämmerer aber nicht. Am Ostermontag 1929 feierten dennoch einige Tausend Einwohner die glücklich zustande gekommene Vereinigung von Weilimdorf und Feuerbach, über die übrigens im August 1922 die ersten Verhandlungen aufgenommen worden waren. Nicht unmittelbar Stuttgart, sondern die Amtskörperschaft Leonberg widersetzte sich mit allen nur denkbaren und undenkbaren Mitteln der Vereinigung und stellte exorbitante Entschädigungsforderungen von 500 000 bis 700 000 RM, als sei Weilimdorf das kostbarste Juwel im Oberamt Leonberg gewesen. Und die Oberamtssparkasse Leonberg sekundierte und kündigte sogar die Darlehen der Weilimdorfer, weil deren Spareinlagen bei der Leonberger Oberamtssparkasse an die gutsituierte Feuerbacher Stadtsparkasse – übrigens eine der ältesten Stadtsparkassen Württembergs – übergehen sollten. Auch für die Vereinigung von Zuffenhausen und Feuerbach lag 1929 ein Vertragsentwurf bereits

30. Dezember 1926: Die erste Feuerbacher Straßenbahn fährt.



auf dem Tisch, der bezeichnenderweise vorsah, daß die neue Stadtgemeinde Feuerbach-Zuffenhausen nicht aus einem der bisherigen Rathäuser, sondern von einer völlig neu zu organisierenden Verwaltung regiert werden sollte. Innerhalb drei Jahren nach der Vereinigung wollte die neue Stadt ein Schwimmbad und innerhalb sechs eine neue gemeinsame Festhalle errichten. Es kam bekanntlich anders. Eine Mehrheit im Zuffenhausener Gemeinderat entschied sich statt für die Vereinigung mit dem Nachbarn für die Eingemeindung nach Stuttgart. Mit dem Vollzug 1932 war Feuerbach durch das Bündnis Stuttgarts mit Zuffenhausen eingekreist. Das war zugleich der Anfang vom Ende des unabhängigen Feuerbach, das schon im Jahr darauf zum Trabanten der Kesselstadt gemacht wurde, die nun obendrein eine großartige Erweiterung durch den Killesberg und die Feuerbacher Talniederung erfuhr.

Geblichen ist den Feuerbächern – außer Emotionen, die bekanntlich bis zum heutigen Tage durch jede Annektion geweckt werden – das jüngste Kind, die Industrie mit ihren über 40000 Arbeitsplätzen sowie mit einem Unternehmertum bzw. Management, das es durch seine innovierende, kreative Rolle verstand, die Spitzenposition von europäischem Maßstab, die sich die Feuerbacher Industrie bereits vor 1914 erobert hatte, bis zum heutigen Tage zu behaupten. Vom Lichtwerk von Bosch in Feuerbach, 1914 bezogen, ging bekanntlich die Elektrifizierung bei der Beleuchtung der deutschen Kraftfahrzeuge aus. Eine Reihe von Patenten in der Büro-Ordnungstechnik begleiteten den Aufstieg von Louis Leitz, seit 1898 in Feuerbach, zur Weltfirma, die heute nach rund 120 Ländern zwischen Tokio und Mexiko ihre Schnellhefter exportiert. Die Durchsetzung von Neuerungen gestaltete sich zeitweilig in der Lederfabrik Roser, seit 1872 in Feuerbach, zwar zu einem Kampf zwischen Vätern und Söhnen, wobei aber letztlich die Impulse obsiegten, die nach technischer Neuerung strebten. Die über Deutschland hinaus geschätzte Qualität von Roser-Folien und Roser-Kunstleder ist dafür Beleg. Bahnbrechend von Anbeginn bis zum heutigen Tage wirkte auch die Maschinenfabrik Werner und Pfleiderer, die 1905 aus Cannstatt nach Feuerbach kam, durch die Maschinisierung und Industrialisierung der Backtechnik einen steilen Aufstieg nahm, sich später in der Kunststoff-, Gummi- und sonstigen Verfahrenstechnik weitere Produktionsbereiche erschloß und in den letzten Jahren einen Exportanteil von über zwei Dritteln des Auftragsvolumens heranzuholen vermochte. Daß in den letzten Jahrzehnten die Aufzüge etwas sicherer und zuverlässiger

geworden sind, ist wesentlich der Qualität von Haushahn-Aufzügen zuzuschreiben, die nicht zuletzt deshalb in den Fernsehtürmen in Stuttgart, München, Frankfurt und Hamburg eingebaut sind. In der elektronischen Steuerung von Lagertechnik betrat die Haushahn GmbH neuerdings ein weiteres zukunftsträchtiges Gebiet. Um lufttechnische Anlagen, Ventilatoren, Entstaubungsanlagen ging es von Anbeginn der Maschinenfabrik von Georg Kiefer, seit 1881 durch Kauf einer Mühle mit Wasserrechten in Feuerbach ansässig. 1937 sorgte Kiefer für Frischluft in der Stuttgarter Girokasse durch Installation einer der ersten Vollklimaanlagen. Vielbeachtet ist heute das Spiegelprofil-Deckensystem von Kiefer, das optimal lufttechnische, beleuchtungstechnische und akustische Kriterien erfüllt. Jahrzehntelangen Entwicklungen in der Hartverchromung, Eloxierung und Mattierung verdankte die 1925 in Feuerbach gegründete Gebr. Schoch GmbH ihre heutige Marktposition. In technisches Neuland stieß Teer-Volz neuerdings durch Verlegungen nach dem Schweißbahn- und dem bituminösen Kaltklebebahnsystem vor. Die 1889 als Handwerksbetrieb gegründete Firma Fritz Roth gewann vor allem Profil durch die von ihr entwickelten Rasenmäher- und Schneeräumgeräte.

Um den Markt nicht zu verlieren, war die Feuerbacher Industrie insgesamt stets bemüht, andere, neue, bessere oder – dem Gesetz der fallenden Stückkosten gehorchend – auch billigere Produkte herzustellen. Daneben sollten freilich nicht die Leistungen des Großhandels und die Rolle Feuerbachs als Bankplatz übersehen werden. Aus zwei Wurzeln, aus der 1865 entstandenen genossenschaftlichen Handwerkerbank sowie der unabhängig davon gegründeten genossenschaftlichen «Bürgerbank», erwuchs das bedeutendste Feuerbacher Bankhaus, die seit 1943 beide Banken vereinigende «Feuerbacher Volksbank». Im Laufe von Jahrzehnten gelang ihr durch weitschauende Politik der Aufstieg zu einer der ersten und leistungsfähigsten Volksbanken in der Bundesrepublik. Die Freude darüber, ausgiebig 1965 gefeiert, währte allerdings nicht allzu lange. Als 1970 die Feuerbacher Volksbank Aktiva in Höhe von rund 720 Mio. DM auswies, verkündeten Feuerbacher Volksbank und Stuttgarter Bank ihr Zusammengehen, von einigen Seiten mit Erschrecken zur Kenntnis genommen. Es kam zu einer Art «Elefantenhochzeit», aus der zwar Deutschlands größte Volksbank hervorging, aber wieder war ein Stück Feuerbacher Unabhängigkeit aufgegeben worden. Sicherlich ist es das Schicksal der Feuerbächer, stets Teil eines größeren Ganzen zu sein.

Ein Spaziergänger, der den Heilbronner Stadtteil Neckargartach in nördlicher Richtung durchwandert, stößt oberhalb der Böllinger Straße auf Gärten und Felder. In Höhe der Siedlung „Böllinger Straße“, am Rande eines Feldes, kommt er an einer Gedenkstätte vorbei, die von einer Hecke umgeben ist. Macht er sich die Mühe und entziffert die wenigen schriftlichen oder symbolischen Hinweise auf dem steinernen Denkmal der Anlage, so kann er folgendes herausbekommen: Errichtet wurde diese Anlage 1946 von den Bewohnern Neckargartachs über dem Massengrab der letzten 246 Toten des Neckargartacher Konzentrationslagers. Auf dem bescheidenen Monument sind durch Wappen beziehungsweise Symbole die wichtigsten Herkunftsländer der Häftlinge dokumentiert: die Sowjetunion, Polen, Frankreich, Italien und Deutschland. Erfreulicherweise wurde 1981 vom Heilbronner Garten- und Friedhofsamt eine wetterfeste Informationstafel angebracht, die den Besucher noch gründlicher informiert.

Das Lager wurde im Spätsommer 1944 eingerichtet. Federführend bei der Einrichtung war die Bauorganisation des Dritten Reiches, die Organisation Todt. Ihr wurden vom zuständigen SS-Wirtschaftsverwaltungshauptamt zunächst 600 Häftlinge «abgestellt». Das war möglich geworden, weil sich das große Konzentrationslager Natzweiler im Elsaß infolge des alliierten Vormarsches in Auflösung befand. Die Häftlinge dieses Großlagers wurden im

Spätsommer 1944 ins Reich verlegt. In Baden und Württemberg unter anderem nach Kochendorf bei Heilbronn, Neckarelz bei Mosbach, Hessental bei Schwäbisch Hall, Leonberg, Vaihingen/Enz und Hailfingen bei Rottenburg.

Schon äußerlich unterschied sich das Konzentrationslager-Außenkommando Neckargartach von den großen Lagern wie Dachau, Buchenwald oder von seinem Stammlager Natzweiler. Zwar war es wie diese durch mehrfachen Stacheldraht und Wachtürme gesichert. Die perfektionistischen Anlagen eines großen Lagers fehlten jedoch. Dafür sollte ein hoher Bretterzaun die Einsicht ins Lager verhindern. Seine räumliche Ausdehnung betrug etwa 100 mal 150 Meter.

Auch die innere Lagerstruktur unterschied sich beträchtlich von der in den bekannten Lagern. Statt des üblichen Lagerarztes versorgte ein externer praktischer Arzt aus Neckargartach die Häftlinge. Die Einrichtung einer von der Gestapo beherrschten Politischen Abteilung zur Überwachung der Häftlinge fehlte wie in anderen Außenkommandos auch in Neckargartach. Es gab keine eigene Kommandantur. Neckargartach war abhängig von der des Stammlagers Natzweiler, die ins Badische verlegt worden war. Namentlich bekannt sind mindestens zwei Kommandoführer.

Außerhalb des Lagers stationiert waren die Wachmannschaften. Diese bestanden aus ca. 80 SS-Angehörigen, die Ende 1944 durch 20 Luftwaffenan-



gehörige ergänzt wurden. Auch von anderen KZ-Außenkommandos wird die Verwendung von Luftwaffenangehörigen berichtet.

Damit das Lager funktionieren konnte, mußte sich die SS auch auf Funktionäre von seiten der Häftlinge, sogenannte Kapos, stützen. Hierin stimmen große und Nebenlager überein. Ihre Aufgaben erstreckten sich etwa auf die Beaufsichtigung bei der Arbeit, Essensverteilung oder Schreib- und Organisationsaufgaben. In Neckargartach ist nur der oberste Kapo, der Lagerälteste, namentlich bekannt. Er war gleichzeitig Lagerschreiber. Von den schätzungsweise zwanzig Kapos des Lagers war der größte Teil kriminell. Dies war für Augenzeugen an den grünen Winkeln, die die Häftlinge auf der Kleidung trugen, ablesbar. Die Bevorzugung Krimineller für Häftlingsfunktionen sowie der allgemein große Anteil von Kriminellen an der Gesamtzahl der Häftlinge dürfte für das Fehlen eines effektiven Widerstands im Lager mit verantwortlich sein.

Neben kriminellen Kapos traktierte vor allem die SS die Häftlinge auf brutale Art. So berichtet eine Augenzeugin: Auf dem Weg zur Arbeit wurden von der Bevölkerung Äpfel und Zigaretten deponiert. Wollten die Gefangenen sie aufheben, so wurden sie mit Stiefeln und Gewehrkolben geschlagen. Ähnliche Vorfälle wurden mehrfach beobachtet.

Die Gesamtzahl der Häftlinge in Neckargartach belief sich durchschnittlich auf etwa 1000 bis 1100. Zum Vergleich: Im Nachbarlager Kochendorf waren es etwa 1600, in Leonberg bis zu 3500, in einem großen Lager wie Sachsenhausen oder Buchenwald bis zu 50000.

Verschiedene Augenzeugen beschreiben den Zustand der Häftlinge als katastrophal, die Häftlinge selbst als lebende Leichen, die kaum gehen konnten. Sie hätten im Winter gefroren, denn sie hätten nur die grau-blau gestreiften leinenen Häftlingsanzüge getragen. Desgleichen berichtet der Kommandoführer im Wochenbericht vom 5. bis 11. November 1944: Ein großer Teil der Häftlinge, ca. 200 Häftlinge, konnte mangels Schuhwerk zur Arbeit nicht eingesetzt werden.

Daneben stellen die zahlreichen Todesfälle indirekte Hinweise auf die Versorgung und Verfassung der Lagerinsassen dar. Todesursachen waren: allgemeine Körperschwäche, Herzschwäche, chronischer Durchfall, Lungenentzündung, zuletzt auch Flecktyphus. Im Wochenbericht November, dem einzig erhaltenen, werden 21 Kranke mit Erkältungskrankheiten registriert. Es ist nicht zweifelhaft, daß die angeführten Todesursachen die direkte Folge unzureichender Versorgung im allgemeinen, nicht angemessener Kleidung, ungenügender Ver-

pflegung und nicht ausreichender Hygiene im besonderen waren. Dafür sind nicht nur kriegsbedingte Produktionsrückgänge, sondern vor allem die zentral festgelegten Verpflegungssätze verantwortlich. Seit März 1944 hatte das Wirtschaftsverwaltungshauptamt der SS die Unterhaltskosten pro Häftling und Tag auf 1 RM und 34 Pfennig festgelegt. Dieser Satz lag um 25 Prozent niedriger als die Normalverbraucherration der deutschen Zivilbevölkerung. Tatsächlich erhielten die Häftlinge aber weder die festgesetzten Rationen noch Nahrungsmittel in guter Qualität. So bestand die Nahrung oft nur aus Kohlrübensuppe, Kaffee-Ersatz-Brühe und wenig Brot.

All diese Tatsachen machen deshalb auch die hohe Gesamtzahl an Todesfällen verständlich. Sie beläuft sich auf etwa 300, möglicherweise auch mehr. Die Toten sind außer in dem Massengrab unter der Gedenkstätte auch an weiteren Stellen in Heilbronn beerdigt. Erschreckend jung waren die meisten Verstorbenen: zwischen 19 und 53 Jahren. Wie eingangs erwähnt, stellten Polen, Sowjetbürger, Italiener, Franzosen und Deutsche die größten Nationalitätengruppen. Außerdem gab es im Lager noch Luxemburger und Franzosen.

Was waren nun die Aufgaben des Neckargartacher Konzentrationslagers? Welche Arbeiten hatten die Häftlinge zu verrichten? Zum einen brachte der Lagerbetrieb eine Menge Verwaltungs- und Reparaturarbeiten mit sich. Deshalb verblieb ein Teil der Häftlinge innerhalb des Lagers, um etwa Küchendienste und andere Arbeiten zu versehen. Der weit-aus größte Teil der Gefangenen mußte jedoch im Rahmen des Projektes «Steinbock» – so der Tarnname – im Salzbergwerk Neckargartach arbeiten. Unter Leitung der Organisation Todt und in Zusammenarbeit mit einer privaten Baufirma sollten in 200 Meter Tiefe Salzkammern für die Rüstungsproduktion unter der Erde ausgebaut werden.

Diese Maßnahme war durch die zunehmenden alliierten Luftangriffe notwendig geworden. Mit großer Wahrscheinlichkeit stand in Neckargartach die Einlagerung eines Betriebs der IG Farben AG an. Der Riesenkonzern IG Farben AG stellte im Dritten Reich unter anderem kriegswichtige Treib- und Sprengstoffe her. Was in den Neckargartacher Stollen produziert werden sollte, ist unbekannt.

Der Termin für die Fertigstellung des Stollens, der 1. oder 15. Januar 1945, konnte aufgrund des Großangriffs auf Heilbronn und des darauf angeordneten Räumungseinsatzes der Häftlinge nicht eingehalten werden. Die Produktion kam bis Kriegsende nicht mehr in Gang. Es wurden lediglich Schienen verlegt und eine Diesellok ins Bergwerk gebracht.

Forderungsnachweis Nr. 188/144

über den Häftlingseinsatz

OSA Heilbronn, Außenkommando "Steinbeck"
bei Salzbergwerk Neckargartach, Heilbronn
für die Zeit vom 1. 10. 44 - 31. 10. 44

Gemäss umsichtiger Aufstellung sind zu entrichten:

für <u>179</u> Facharbeiter (Tagesbeschäftigung) à RM <u>6,00</u> = RM <u>1074,00</u>
für <u>166</u> Facharbeiter (Halbtagsbeschäftigt.) à RM <u>3,00</u> = RM <u>498,00</u>
für <u>25325</u> Hilfsarbeiter (Tagesbeschäftigung) à RM <u>4,00</u> = RM <u>101300,00</u>
für <u>591</u> Hilfsarbeiter (Halbtagsbeschäftigt.) à RM <u>2,00</u> = RM <u>1182,00</u>
<u>Summe:</u> RM <u>122394,00</u>
<u>ab Verpflegskosten 32311 x RM 0,60</u> RM <u>19386,60</u>
<u>Verbleiben RM 96705,20</u>

Der Betrag von RM 96705,20 ist bis 1. 5. November 1944 auf das Konto der Verwaltung des A. J. Metzweiler bei der Reichsbank Geldkonto Straßburg 409/1469 oder auf das Postscheckkonto Straßburg 129 zu überweisen. Die Nummer des Forderungsnachweises ist auf dem betreffenden Bank- bzw. Postabschnitt unbedingt anzugeben.

Außerdem begannen die Häftlinge mit der Aushebung eines zweiten Eingangs zum Bergwerk. Dieser war notwendig geworden, um die Versorgung des Stollens mit Arbeitskräften und Material effektiver zu gestalten. Zusätzlich nahmen die Häftlinge die Aushebung eines Schrägstollens in Angriff. Dieser dritte Zugang zum Salzwerk wurde etwa zwei Kilometer vom ersten Eingang entfernt am Fuße des Heilbronner Stiftsberges begonnen. Die Arbeiten an diesem Stollen waren schon soweit gediehen, daß Lastwagen hineinfuhren. Die Anlage des Schrägstollens sollte eine schnellere Beförderung der produzierten Rüstungsgüter an den Einsatzort gewährleisten.

Im Neckargartacher Salzbergwerk wurden nach dem verheerenden Luftangriff auf Heilbronn am 4. Dezember 1944 die Arbeiten ganz unterbrochen. Die Organisation Todt hatte den sofortigen Einsatz in der Stadt befohlen. Dieser Einsatz wurde erst Ende Januar völlig beendet. Danach wollten die Häftlinge nur sehr ungern ins Salzwerk zurück, denn sie gelangten bei den Räumungsarbeiten auch in Keller und Vorratsräume und konnten so ihre spärliche Verpflegung etwas aufbessern.

Wie waren die Lebensverhältnisse der Häftlinge während der Arbeit? Die Arbeitszeit betrug acht Stunden. Diese für die damaligen Verhältnisse relativ niedrige Arbeitszeit läßt sich aus dem anstren-

genden Schichtverfahren erklären, nach dem gearbeitet werden mußte. Die Lagerinsassen mußten sechseinhalb Tage in der Woche arbeiten, nur der Sonntagnachmittag war frei. Diese Tatsache weist auf die Dringlichkeit des unterirdischen Rüstungsprojekts hin. Neben der Arbeitszeit war für die Häftlinge vor allem das Verhalten der SS und der Häftlingskapos von Bedeutung. Es ist davon auszugehen, daß auch während der Arbeit Brutalität und Schikanen für die Häftlinge zum Alltag gehörten. Essen mußten die Gefangenen im Schacht. Dazu brachten sie jeden Tag vom Lager ihre Blechnäpfe mit. Mittags trugen dann einige Männer des Küchendienstes das Essen in großen Milchkannen zum Salzwerk.

Nach den bisher aufgeführten Fakten läßt sich das Natzweiler-Außenkommando Neckargartach als ein Konzentrationslager der letzten Entwicklungsphase des KZ-Systems charakterisieren. In der ersten Phase, zwischen 1933 und etwa 1935, hatten vorwiegend wilde SA-Lager die politischen Gegner des NS-Staates ausgeschaltet. Diese Funktion hatte in Württemberg beispielsweise das Lager Oberer Kuhberg bei Ulm. In zwei weiteren Phasen bis etwa 1942 wurden die Häftlingskategorien ausgeweitet auf die Bewohner besetzter Gebiete sowie unter anderem auf Juden, Bibelforscher, sogenannte Asoziale und Kriminelle. In diesen Zeitraum fallen Ten-

denzen der bürokratischen Organisation und der wirtschaftlichen Ausrichtung der Lager ebenso wie der Beginn der sogenannten Endlösung der Judenfrage.

Von 1942 bis zum Kriegsende nahm das KZ-System in seiner letzten Phase Züge an, die den wirtschaftlichen und den Vernichtungszweck auf einen Nenner brachten: die Vernichtung der Häftlinge durch Arbeit. Im Vordergrund der Ausbeutung der Häftlinge stand dabei die Produktion von Rüstungsgütern und anderem kriegswichtigen Material. Profitabel war dieses Unterfangen nicht nur für die SS, die Häftlinge als Arbeitssklaven für vier bis sechs Reichsmark je Tag verlieh oder direkt in SS-eigenen Betrieben einsetzte. Profitabel war das Geschäft auch für jene Firmen, die sich auf diese Art billige Arbeitskräfte beschafften. Daß dies auch für das Neckargartacher Lager galt, ist unter anderem durch eine Zahlungsaufforderung der SS belegt.

Unter dem Stichwort «Besondere Vorkommnisse» sei noch folgendes erwähnt: Anfang Dezember 1944 traf ein junger Gefreiter der Luftwaffe den jugoslawischen Gefangenen Bruno P. in einer Bauhütte schlafend an. Darauf zog der Bewacher seine Pistole und schoß ihm aus nächster Nähe in die Stirn. Nach dem Vorfall wurde der Täter angeblich vom Lagerführer entwapnet. Anschließend sei er im Polizeigefängnis Heilbronn einige Tage eingesessen.

Bei der Schließung der Konzentrationslager infolge der näherrückenden Front spielten sich meist wahre Tragödien ab. Bis zuletzt war unklar, ob Himmlers Befehl in die Tat umgesetzt würde, nach dem kein Häftling den Siegern lebend in die Hände fallen dürfe.

Wie sahen die letzten Tage für das Neckargartacher Lager und seine Häftlinge aus? Das Lager wurde letztmals am 28. März 1945 in den Akten erwähnt. Der wirkliche Zeitpunkt der Auflösung des Lagers muß zwischen dem 28. März und dem 1. April 1945 gelegen haben, denn am 2. April wurde Neckargartach schon von Amerikanern angegriffen. Zu diesem Zeitpunkt entfernte sich die Organisation Todt vom Lager, teils einzeln, teils als geschlossene Kolonne von etwa 100 Mann, die sich nach Bayern absetzte.

Die Insassen des Lagers wurden auf verschiedenen Wegen in Richtung Dachau evakuiert: ein Teil mußte gehen, die Gehunfähigen wurden mit der Bahn gefahren. Für zwei der in Marsch gesetzten Häftlingsgruppen liegen Augenzeugenberichte über eine Station ihres beschwerlichen Weges vor. Eine Kolonne bewegte sich durch den Heilbronner Stadtteil Böckingen nach Süden. Dabei ereignete sich folgender Zwischenfall. Ein Augenzeuge hält in

seinem Tagebuch fest: *Im langen Durchlaß wird man die Kolonne erstmals gewahr. Sie ruht aus, diese Kolonne, es sind lebendige Leichen, nur Haut und Knochen, die Augen in tiefliegenden Höhlen . . . Später durften diese Häftlinge wieder ein bißchen ausruhen unter der Zuschauertribüne des Fußballvereins Union 08 in Böckingen. Während der Leiter des Transports abwesend ist auf kurze Zeit, wünscht sich die Wachmannschaft vom Clubhauswirt etwas Tee. Er sagt zu unter der Voraussetzung, nur wenn diese armen Menschen auch Tee bekommen. So geschah es dann auch. Als der Leiter dann zurückkam und sieht das, nimmt er ein Gewehr und schlägt sieben dieser armen Menschen mit dem Gewehrkolben tot. Man warf sie dann in einen Bombentrichter auf dem Fußballfeld, etwas südöstlich des nördlichen Strafraumes. Monate später mußten nazifreundliche Polizisten die Toten rausbuddeln. Eine weitere Häftlingsgruppe bewegte sich nach Osten in Richtung Schwäbisch Hall. Darüber liegt folgender Bericht vor: In den ersten Apriltagen 1945 wurde eine Anzahl von ungefähr hundert Häftlingen, die in der Nähe von Hütten, Gemeinde Mainhardt, rasteten, von der Gemeindeverwaltung Hütten mit einer warmen Mahlzeit versorgt. Die Kolonne war aus Richtung Ammertsweiler zu Fuß hermarschiert und kam vermutlich aus Heilbronn. Der Ernährungszustand der Häftlinge war sehr schlecht und die Ursache für die Rast. Die Häftlinge waren überhaupt nicht mehr fähig gewesen, zu Fuß weiterzugehen. Deshalb wurden sie, nachdem sie mit Essen versorgt worden waren, mit zwei LKWs nach Hessental gebracht, dort in die Eisenbahn verladen und in unbekannte Richtung weitertransportiert. Der LKW-Transport mußte wegen der Gefahr von Luftangriffen in der Nacht durchgeführt werden. Der Bevölkerung der Gegend war es verboten, den Rastplatz und die Vorgänge, die sich dort abspielten, zu beobachten.*

Wie viele Häftlinge den Bestimmungsort, das Konzentrationslager Dachau bei München erreichten und überlebten, ist ungewiß. Bekannt ist jedoch von verschiedenen Lagern, daß Evakuierungsmärsche zu Todesmärschen wurden. Die SS schoß jeden Gefangenen, der nicht mithalten konnte – und das waren die meisten – erbarmungslos nieder.

Nach Kriegsende sammelte der Neckargartacher KZ-Friedhofsausschuß mit Erlaubnis der US-Militärregierung bei der Bevölkerung etwa 3000 bis 4000 Mark für eine würdige Grabstätte. Auch bei den Firmen, die Häftlinge beschäftigt hatten, wurde Geld gesammelt. Davon wurde dann die Gedenkstätte oberhalb der Böllinger Straße in Heilbronn-Neckargartach errichtet, unter der sich das Massengrab befindet. Beides als Mahnung für die folgenden Generationen.



Gerd Gaisers Heimkehr ins Zeitlose – Eine Skizze zur Nachkriegsliteratur

Hermann Bausinger

Als einige deutsche Zeitungen 1946 und 1947 Buchbesprechungen abzdrukken begannen, erhielten sie Protestbriefe aus der Leserschaft, weil «kein gewöhnlicher Sterblicher auch nur an eines der Bücher herankommen» könne. Bücher waren Mangelware, fast wie Lebensmittel, und manchmal wurden sie gar in den schwunghaften Tauschhandel jener Tage einbezogen. Dann, nach der Währungsreform, fingen die Verlage allmählich größere Auflagen zu produzieren an; aber noch war es ein spärlicher, überschaubarer Markt, ohne Messe-Rekorde, ohne Bestenlisten, ohne das laute Trommeln der Werbemanager. Im Mittelpunkt standen ohnehin Autoren, deren Ruhm nur freigeschauelt werden mußte: Brecht, Thomas Mann, Kafka vor allem – man holte begierig nach, was der Nationalsozialismus brutal verweigert hatte. Ansonsten: ein paar neue Namen, die sich in der Gruppe 47 durchgesetzt hatten, und gelegentlich ein Außenseiter und Einzelgänger, den die Buchhändler – sie waren damals noch die wichtigsten Vermittler – nach vorne schoben.

Gerd Gaiser – das war zunächst ein Geheimtip. 1949 erschien *Zwischenland*, eine Sammlung von Erzählungen, deren grübelnder Eigensinn und deren kunstvolle Sprache auffielen. Aber es war nur ein schmales Bändchen, und die Versprechen, die in solchen Anfängen lagen, wurden nur selten eingelöst. Schon ein Jahr später jedoch kam ein fast 500 Seiten starker Roman heraus, *Eine Stimme hebt an*, die Geschichte des Heimkehrers Oberstelehn. Mein Buchhändler, gerade erst aus Rußland zurückgekehrt, gab mir den Band in die Hand und sagte nur: Das muß Du lesen. Unter den Studenten in Tübingen kursierte das Buch – der Autor, so hieß es, sei Lehrer drüben in Reutlingen, und die ganze Geschichte spiele im Gäu, irgendwo zwischen Tübingen und Herrenberg.

Tatsächlich stammte ein Teil der Faszination, die von dem Buch ausging, aus der landschaftlichen Nähe, der Vertrautheit der Szenerie. Gerd Gaiser, Maler und Zeichenlehrer, war ein scharfer Beobachter der Natur. Was die Eigenart einer Landschaft ausmachte und was sich im Alltag direkt den Sinnen vermittelte, kleidete er in zisierte Sätze: *Die Dürre sengte. Zwischen den Erlengestrüppen und rissigen Wiesen, die keinen zweiten Schnitt trugen, traf er den Bachlauf fast überall ausgeleht. Hie und da nur hielt sich ein Tümpel jauchig, auf dem die Wasserläufer zuckten und in dessen Grunde das Leben in fauligem Schlamm sich wehrte. An einer Stelle, wo gegen die Schlingen ein Auwäld-*

chen stieß, war Unruhe; es schnellte im Ufergebüsch. Oberstelehn trat näher und sah, daß die Elstern den Fischen nachstellten. Etliche von den Vögeln flohen im letzten Augenblick geckerd und flappend durch die Haseln, indes die verlassene Pfütze, nicht viel mehr als pfannen-groß, ein wildes Gezappel aufrührte.

Der alte Wengert, die Wälder, Kartoffeläcker und Obstgärten – lauter genaue, detaillierte Schilderungen. Und nicht nur die Natur war in dem Buch präzise eingefangen, sondern auch der den Schein des Natürlichen tragende Alltag der ländlichen Bevölkerung, der dichte, unentrinnbare Zusammenhang der Dörfer. *Auf dem Dorf erraten die Dinge sich, die Nachfrage wird erst laut, wenn die Antwort bekannt ist, heißt es bei Gaiser, und einer aus dem Dorf belehrt den Neuling Oberstelehn: Auf so einem Dorf weiß jeder von jedem. Womit soll er sich sonst befassen? Versuchen Sie es nur einmal, fragen Sie einem nach. Der Nachbar kann Ihnen sagen, wohin er gegangen ist und von woher Sie ihn erwarten müssen, auf sein Äckerchen in die Hintere Hut, ins Backhaus, zur Olschläge, zum Wagenschmied. Und wann der Schlüssel ins Loch fährt, wann ein Haustürchen grillt, das hören auch ein halb Dutzend Ohren, da kann keiner tun, was nicht offenbar würde, oder doch nichts lange verbergen.* Auch Sonderheiten schwäbischer Dörfer kommen ins Blickfeld: Besenmacher und Hausierer, die Rotwelsch reden, Pietisten, die in einer kräftigen, bildhaften und ein wenig krausen Sprache das Evangelium auslegen und doch fleißig sorgen, daß Segen zu Segen findet und das Geld in der Familie bleibt.

Vor diesem Hintergrund überdauernder Natur und beständiger Sozialstrukturen spielt sich die eigentliche Handlung ab: es geht um die besonderen Bedingungen und die Verwirrungen der unmittelbaren Nachkriegszeit. Damals sprach das an, weil diese Zeit noch so nahe war, weil hier einer das Netzwerk, in das alle bewußtlos verstrickt waren, bewußt nachzeichnete und deutlich vor Augen stellte. Heute, beim Wiederlesen, erweisen sich Gaisers Bücher als beachtenswerte Hilfen für die Rekonstruktion einer fast vergessenen Epoche.

Zerstörung und Verstörung werden wieder lebendig – ein Gang durch den matt beleuchteten Sternensaal im nächtlichen Stuttgarter Hauptbahnhof etwa gibt den Verlorenen jener Zeit, die als Strandgut des Krieges angespült wurden, bedrückende Wirklichkeit. Die Gesetze einer spezifischen Wirtschaftsform werden wieder lebendig: der Tauschhandel in den Lagern, *Tabak gegen Trauringe und Brot*

gegen Schweizer Uhren, Zahnbürsten gegen Homer und Pervitin gegen Bergschuhe oder Sprachunterricht. Die kleinen Raffinessen der Geschäftsleute, welche die gute Ware zurückhalten, bis es besseres Geld gibt, und die statt dessen mit allem Ramsch handeln, dem nur ein Preiszettel anzuhängen war. Und der unvermeidliche Geiz der Bauern, die nur wenig herausrücken: *Seltsamerweise bringt das Gefühl allgemeiner Not es ja mit sich, daß eher ein Scheffel verdirbt, als ein Pfund freigegeben wird.*

Dazu, auf der anderen Seite, die Not, die alltägliche, die schwachen Versuche, ihrer Herr zu werden: das Ausnützen schon der schwächsten Sonnenstrahlen, das Holz und Kohle spart, das Bucheleslesen im Wald, bei dem die Reviere verteidigt wurden, die Kirschenenernte in den Gärten, wo für die Helfer ein wenig abfiel, die Bettelgänge zu den Ställen um ein bißchen Milch für die Kinder, die kleinen Katastrophen, wenn irgendein ausgeklügelter Fischzug nach Nahrung fehlschlug.

All dies sind Charakteristika, die dem nicht unbescheidenen, aber doch offenkundigen Erfolg Gaisers recht gaben. Aber mir scheint, sie erklären nicht vollständig, daß Gaisers Bücher so begeisterte Anhänger fanden. Es erscheint mir notwendig, noch einige andere Züge herauszustellen und auch anhand der späteren Bücher zu verfolgen, Züge, die damals schon vereinzelt Kritik hervorriefen, die aber aus dem Abstand von zwei, drei Jahrzehnten noch klarer in Frage zu stellen sind. Da ist zunächst eine Wendung der Sprache ins Präzise, um nicht zu sagen Gestelzte, die schon in den zitierten Naturbeschreibungen anklang und die an anderen Stellen noch störender zutage tritt. Da ist die Rede von *geschöpflicher Trauer, die in den Augen hochbeiniger Hunde begegnet*, dem Mann, der im Dachgebälk arbeitet, wird *die Atzung* nach oben gereicht, *der Geruch wölkte*, ein Anblick *überwallt* Oberstelehn und läßt ihn *erbeben*, und einmal heißt es: *Wo ein Grenzrand des Menschenwesens erblickt wird und ein Übertritt über diese Grenzen, stellt das Ergrausen sich ein.*

Ausgewählte Zitate, gewiß; aber durch das ganze Buch zieht sich das allzu kostbare Filigran gesuchter Wendungen, das es verständlich macht, daß Gaiser bei der jüngeren Lesergeneration nicht mehr gefragt ist, das aber – so meine These – damals mit den Erfolg begründete. Von der Poesie erwartete man damals, sehr viel ausgeprägter als in Zeiten ruhigen Wohlstands, daß sie eine schöne Gegenwelt entwerfe – und wenn schon in der Realität oder auch in der in einem Roman behandelten Fabel nicht viel Anlaß zum Optimismus steckte, dann sollte die Hoffnung wenigstens aufleuchten in einer Sprache, die wie der Abglanz besserer Zeiten erschien.

Abglanz besserer Zeiten: in dieser Sprache wirkte auch ein Stück Geschmackskontinuität. Man weiß heute im allgemeinen nicht mehr viel über die Dichtung des Dritten Reichs, und in den Sammelbänden und Lesebüchern werden verständlicherweise vor allem die Partien vermittelt, in denen militanter Wahn, rassisches Sendungsbewußtsein und bedingungslose Führertreue zur Kenntlichkeit entstellt sind. Aber für jene Dichtung war nicht nur pathetische Kraftmeierei charakteristisch, sondern auch ein hohes Maß an gestelzter Feinsinnigkeit, poetischem Kunstgewerbe.

Die Annahme solcher Kontinuität wäre problematischer, wenn sich nicht noch in einem zweiten Bereich zeigen ließe, wie lange respektierte Werte in eine andere historische Phase, in ein anderes gesellschaftliches Umfeld hinübergetragen wurden: im Bereich der Moral. Gaiser schrieb hochmoralische Bücher – dies gilt von dem frühen Heimkehrerroman so gut wie von dem Kriegsroman *Die sterbende Jagd* aus dem Jahr 1953, dem *Schiff im Berg* von 1955, dem *Schlußball* von 1958 und den Erzählungsbänden, die dazwischen und danach erschienen. Es ist eine Moral der engen Horizonte; es geht um die Bewährung im kleinen. *Wir haben*, resümiert am Ende der Held des Heimkehrerromans, *so viele Ordnungen vergessen oder zuschanden gemacht, daß wir uns jetzt an das wenige halten müssen, das noch gilt.* In den von Fremden heimgesuchten, darbenenden Dörfern zählen keine großen Entwürfe; es geht darum, Tag für Tag das Rechte zu tun. Oft ist es schwer zu erkennen; aber es gibt verbindliche Verhaltensmuster, gibt einen Ehrenkodex auch – private Wege der Menschlichkeit in unmenschlicher Zeit und Umgebung. Auch die Fliegerstaffel in der *Sterbenden Jagd* ist abgeschnitten von großen Entscheidungen, verurteilt zu einem mörderischen Alltag. Moral – auch hier ist das nicht allzu viel, es sind die durch ein unerbittliches Schicksal begrenzten Möglichkeiten des Humanen in einer feindseligen Welt. Es geht also um eine Moral, die aus diesen sehr spezifischen Verhältnissen herausentwickelt ist. Aber diese Feststellung läßt sich umkehren: die geschilderten Verhältnisse werden im Sinne dieser Moral ausgesucht und stilisiert.

Es fällt auf, daß die so genau geschilderten und zeitlich genau fixierten Situationen in ein Koordinatensystem der Dauer, des Unveränderlichen gerückt sind. An der Außenwand des alten Forsthauses findet Oberstelehn eingelassene behauene Steine mit Sinnbildern aus alter Zeit. *Es war eine sterbende Welt, die nach Dauer klagte.* Dies ist das eigentliche Thema, auch und gerade dort, wo es um die Gegenwart geht: eine sterbende Welt, die nach Dauer klagt. Die

besondere Situation der Nachkriegsjahre wirft die Menschen zurück auf frühere Stufen ihrer Entwicklungsgeschichte. Kein Zweifel, Gerd Gaiser sympathisiert mit diesen Zuständen, und wo er dazu eine Chance sieht, stilisiert er sie ins Zeitlose. Die Hausiererinnen, die Besen vertreiben und sich in Rotwelsch verständigen, sind ihm nicht nur Randexistenzen einer ihnen feindlichen Gegenwart – die Wurzeln dieser Wurzellosen reichen weit zurück. *Die Steinzeit*, assoziiert Oberstelehn, der ihnen im Zug gegenüber sitzt, *die Steinzeit; Geliebte und Muttertier*. Und die Waldarbeiter, *ein urtümlicher Arbeitszweig*, ein freizügiger Berufsstand, *gesunde Burschen*, von denen gesagt wird: *Der Gang der Historie setzte ihnen nicht zu*.

Der Zeitroman von 1950, der so genau das Milieu einer ganz bestimmten, knappen Zeitepoche angeht, ist dennoch eine Heimkehr ins Zeitlose. Gerd Gaisers zweiter schwäbischer Roman *Das Schiff im Berg* hat einen völlig anderen Gegenstand und hat doch das gleiche Thema. Es ist die Jahrtausende umfassende Historie eines Albbergs. Menschengeschichte, auch in ihren jüngsten, grausamen Phasen, ist hier Teil der Naturgeschichte, erscheint eingebettet in einen Wandel, der sich aus der Perspektive eines hastigen Zeitalters als Dauer präsentiert. Der Vorgeschichtler Hagmann, der den Berg und seine Höhlen untersucht – dies die Rahmenerzählung –, notiert auf seinen Zetteln: *Die Historie dieses Bergs besteht aus seinen Frühlingen, seinen Sommern, seinen Herbstern und seinen Wintern. – Sie besteht aus seinen Pflanzen und dem Leben der Tiere auf ihm. – Der Mensch transitorisch – ein Übergang*. Und schon einleitend heißt es ausdrücklich: *An dem Meer und dem Berg gemessen, war die Zeit des Auftretens von Menschen unerheblich. Es war eine Spanne wie die eines Ameisenflugs*.

Das Buch freilich hält sich nicht an diese Relation. Die Geschichte der Menschen beansprucht mehr Raum, als ihr im Weltlauf zugestanden war, und wieder ist es die jüngste Vergangenheit, die im Vordergrund steht: der Krieg, in dem Funkmeßstellungen auf dem Berg ausgehoben werden und ein Flugzeugführer überm Berg abgeschossen wird; das Kriegsende, wo sich die Truppen in den Wäldern und in alle Winde zerstreuen und zuletzt noch ein deutscher Offizier – aus Versehen – erschossen wird; die Nachkriegszeit, in der sich die Wälder des Bergs neu beleben mit Leuten, die nach spärlicher Nahrung und Feuerholz Ausschau halten: *Bald kamen auch aus den Städten Menschen an und immer mehr Menschen. Sie kehrten aus ihren Städten zurück in die Vorgeschichte. Sie verstanden die Jagd nicht mehr . . . und mußten sich so behelfen wie es die Mäuse und Eichkatzen auch machen, sie legten sich nieder und scharrrten*

im Laub. Ein Rennen begann um die Bäume, die reichlich warfen; man schickte Späher aus und belegte Fundstellen mit Beschlag; die galt es dann gegen andere Partien zu halten.

Gerd Gaiser begleitet selbst diesen gedemütigten Rückzug in die Vorgeschichte mit Sympathie. Vorgeschichtliches als ein Weg zur Zeitlosigkeit, zur Dauer. Die eigentliche Gegenwart, die Entwicklung nach der Währungsreform, registriert der Prähistoriker Hagman, registriert sein Schöpfer Gerd Gaiser mit bissiger Ironie. Die Dörfler, welche die Tropfsteinhöhle entdeckt haben, denken nur an fremdenverkehrs-fördernde Radioreklame und an die wirtschaftliche Ausbeutung der Natur; tatsächlich kaufen die Besucher die geschmacklosen Souvenirs und lassen *gegen Eintrittsgeld die Natur auf sich wirken*; und in der Höhle müssen die schönsten Gebilde mit Draht umzogen werden, so daß sie aussehen wie *Elementargeister in Netzunterwäsche*. Niemand wird sagen wollen, das habe nichts mit der Realität, mit der Bärenhöhle und anderen Rummelplätzen, zu tun. Aber die Perspektive ist von so strenger Einseitigkeit, daß das Urteil pauschal und ungerecht zu werden droht.

In Gaisers drittem schwäbischem Roman (später zog er sich in seinen Büchern in die urtümlicheren Landschaften der südlichen Romania zurück) wird die Abkehr von der Moderne auf die Spitze getrieben. Der Roman *Schlußball* spielt in Neu-Spuhl, einer geschäftigen und in ihren Geschäften nicht wählerischen Industriestadt. Neu-Spuhl steht für die vielen aufstrebenden Mittelstädte: *Die weitaus meisten Menschen leben in Neu-Spuhl*, heißt es in dem Roman. Das unmittelbare Vorbild war Gaisers Wohnort. In Reutlingen wurde es zum Gesellschaftsspiel, zu rätseln, wer hinter dem ohne jede Prüfung angestellten Lehrer Soldner, wer hinter der stillen Kriegerwitwe Andernoth und wer hinter der energischen, unsaubere Geschäfte machenden Frau Rakitsch steckte. Aber charakteristischer als alle eventuellen Ähnlichkeiten war die Unähnlichkeit, der einseitige Blick, der die Gegenwart in eine häßliche Perspektive rückte. Gegenwart: nur an den Rändern, nur auf verlorenem Posten, gab es noch etwas Menschlichkeit; das Wesen war Geldgier, intellektuelles Gerede, moralischer Verfall. Und – dies ist das entscheidend Wichtige – der Maßstab für die Verurteilung war nicht ein Entwurf besserer Gegenwart und vernünftiger Zukunft, sondern verlorene Vergangenheit.

Politisches kommt in den Büchern Gaisers nicht vor. Auch wo Zustände und Handlungen sehr direkt auf politische Entscheidungen zurückgeführt werden könnten, ja müßten, bleiben solche Realitäten im Dunkel des Schicksalhaften. Im *Schiff im Berg* zieht

sich bei Kriegsende ein Offizier in die Wälder zurück, verweigert sich der Zukunft. *Die Historie, Sinn, Scham und Schuld, dies alles, worin er verstrickt gewesen, war auf einmal zerronnen.* Heimkehr ins Zeitlose. Oder: Oberstelehn zu Frau Waaga, die auf die Rückkehr ihres vermißten Mannes hofft: *Aber das Verfahren wartet auf jeden, der kommt. Da sind die Bestimmungen; gegen Bestimmungen können wir gar nichts ausrichten.* Das Verfahren – gemeint ist die Entnazifizierung. Eine scheue Andeutung nur, sonst nichts – Berührungssangst.

Um die gleiche Zeit erschien Ernst von Salomons Buch *Der Fragebogen*, das die gesellschaftlich-politische Szenerie der Zeit ausleuchtet anhand jener schematischen Entnazifizierungsaktionen. Es wäre nicht fair, die beiden Bücher, die beiden Schriftsteller direkt aneinander zu messen. Die Genres unterscheiden sich: Salomon schrieb einen journalistischen Zeitroman, Gaiser ein poetisches Buch über menschliche Fährnisse und Möglichkeiten schlechthin. Ein sehr deutsches Buch – der Innerlichkeit verpflichtet, dem Zeitlosen verschworen, auf Dauer gerichtet. Ironischerweise ist es nicht zuletzt dieser bemühte Aufschwung ins Zeitlose, der den Büchern

ihren zeitlichen Stempel aufdrückt und der sie heute zum Teil schon etwas vergilbt erscheinen läßt.

Zum Teil. Hinzuzufügen ist nicht nur, daß diese Bücher Naturschilderungen und einzelne Szenen enthalten, wie man sie besser nicht schreiben kann. Es muß auch angemerkt werden, daß die für die Romane Gaisers so bezeichnende Hinwendung zum stetigen Rhythmus natürlichen Lebens inzwischen ihrerseits eine politische Dimension gewonnen hat. Auf den ersten Seiten der frühen Heimkehrergeschichte ist von Oberstelehn zu lesen: *In seine Selbstgespräche hatte sich seit einiger Zeit eine Vokabel gedrängt, sie hieß: Aussteigen.* Aussteigen: da geht es letztlich nicht nur um den Verzicht auf Wiedereingliederung in den engen Kreis vorgezeichneter Ordnungen. Darin klingt eine radikalere Absage an, Absage an eine Gesellschaft, die nicht mehr auf die Gesetze der Natur achtet.

Gerd Gaisers Heimkehr ins Zeitlose: ein Stück Blindheit vor den Realitäten der Zeit, ein schwärmerischer Traum nach rückwärts. Aber an einigen Stellen auch ein helllichtiger Blick in eine Zukunft, der wir inzwischen nähergekommen sind.

Archäologische Wüste? Zur Situation der Bodendenkmalpflege

Hugo Borger*

Dem Nationalkomitee für Denkmalschutz in der Bundesrepublik Deutschland kommt das Verdienst zu, den Denkmalschutz in unserem Staate zu einer Aufgabe von allgemeinem Interesse befördert zu haben. Dank seiner Initiativen, aber nicht zuletzt auch, weil die Mitarbeiter der Presse – der Fachpresse wie der allgemeinen – gewonnen werden konnten, gilt Denkmalschutz inzwischen bei unszulande als Lebensnotwendigkeit.

Die vielfältigen Initiativen des Nationalkomitees für Denkmalschutz haben den Ämtern für Baudenkmalpflege, die man früher zutreffend «Landeskonservatoren» nannte, einen bedeutenden Rückhalt beschert. Wenn heute die Feuilleton-Seiten bedeutender deutscher Zeitungen bisweilen mit Hauptartikeln zu diesem Problemkreis sachverständig gefüllt sind, wenn neben dem Rundfunk sogar das eher boulevardförmige Fernsehen sich den Problemen der Denkmalpflege nicht verschließen kann, dann scheint offensichtlich: Denkmalpflege ist zu einem Lebensbedürfnis geworden. Das ist gut so, wenn auch dabei nicht außer Acht bleiben kann und

sollte, daß Denkmalpflege allein noch nicht das zu bewirken vermag, was derzeit besonders notwendig zu sein scheint: Mit dazu beizutragen, in unserem Staat das allgemeine Qualitätsbewußtsein in Sachen Ästhetik zu schärfen. Noch immer ist nämlich dabei zuviel Beliebigkeit im Spiel und zuwenig jener Gesichtspunkt, den man am ehesten mit einem Begriff zu umreißen vermöchte, der heißen müßte: Denkmalwert ist allein das aus der besonderen geschichtlichen Situation historisch und ästhetisch gleichermaßen Qualifizierte, nämlich Höchststrangige.

Für alle Hüter von zuviel Denkmalpflege – was es auch geben soll und könnte – verweise ich, um zu einem qualifizierten Denkmalbegriff zu gelangen, der bis zu diesem Augenblick m. E. völlig in der neueren Denkmalpflegeliteratur und, fast noch

* Professor Dr. Hugo Borger, Köln, ist Vorsitzender des Verbandes der Landesarchäologen in der Bundesrepublik Deutschland. Bei der 8. Pressefahrt des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz, die im September 1982 nach Bayerisch Schwaben und Oberschwaben führte, referierte er über die Aufgaben, Probleme und Zielvorstellung der Bodendenkmalpflege.

schlimmer, in der Denkmalpflegepraxis fehlt, auf: Peter Weiß, *Die Ästhetik des Widerstandes*, Frankfurt 1975. Dieser Hinweis erspart mir weitere Ausführungen zu diesem Problemkreis.

Nur eines, dieses indessen mit aller Deutlichkeit, ergibt sich aus den in der Romanform von Peter Weiß vorgetragenen Theoremen: Mit einer Pseudokultur ist niemand gedient, sondern Kategorien der Einordnung lassen sich nur an den wirklichen Kunstwerken gewinnen. Eine Alternative zur großen Kunst ist nicht nur unergiebig, sondern existiert nicht einmal scheinbar. Schon Brecht geißelte daher: Volkstümlich von oben herab als *weg mit dem Kaviar*, als sei der *nichts fürs Volk!*

Oder anders: Nicht jedes Bauwerk eignet sich zum hütenswerten Denkmal. Ich möchte aber nicht mißverstanden werden: dies bedeutet nicht, daß die Geschichte «von unten» verzichtbar sei; es muß aber bedeuten, das Kulturdenkmal von dem reinen historischen Zeugnis zu unterscheiden. Das heißt, für die Erhaltung, deren das eine wie das andere wert ist, angemessene Kriterien zu finden. Diese historisch wie ästhetisch dringend notwendige Differenzierung führt uns unmittelbar auf das Gebiet der archäologischen Denkmalpflege, die seit jeher beide Aspekte gesehen und diese klare Unterscheidung getroffen hat; weshalb sie methodisch grundsätzlich anders verfährt als die Baudenkmalpflege.

Bevor ich auf die Probleme der archäologischen Denkmalpflege in der Bundesrepublik Deutschland näher eingehe, erlauben Sie mir noch eine, wie ich meine, wichtige Zwischenbemerkung. Innerhalb der Baudenkmalpflege ist die archäologische Denkmalpflege in den Aktivitäten des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz bisher kaum oder, genauer, gar nicht in Erscheinung getreten. Das kann man verstehen; denn vor allem galt es bisher, die Gesichtspunkte der Baudenkmalpflege zur Geltung zu bringen und dabei in das öffentliche Bewußtsein einzurücken, wie sehr in den Jahrzehnten des Wiederaufbaus nach dem Kriege mehr an historischer Bausubstanz zerstört worden ist als während des Krieges selbst. Nirgendwo mehr spiegelt sich das Bewußtsein von Nichtmehr-Bewußtsein der Geschichtlichkeit eines Volkes als gerade auf diesem Felde. Es ist daher zu begrüßen, daß wenigstens ansatzweise in diesem Bereich eine gewisse Rückkehr eingeleitet wurde, wenn es auch schlimm genug erscheint, daß dies durchweg allein durch gesetzliche Maßnahmen zu erreichen war. Andere Nationen, wie z. B. Frankreich oder gar die Niederlande, verfahren hier bekanntlich freier, können es auch, weil es in ihrem Geschichtsbewußtsein keine Brüche gibt. Hier könnte man boshaft anmerken, eben wir

Deutschen lebten von diesen Brüchen, und gerade die Alternativen Grünen geben davon neuerdings beachtliche Kostproben. Bei ihnen wirkt nämlich der Blick ins Rückwärts irritierend, als hätte es jemals eine bessere Vergangenheit gegeben, was bekanntlich nicht der Fall ist. Spätestens an diesem Punkt zeichnen sich auch Probleme einer Denkmalpflege ab, die allein das Gewesene als das Bessere darzustellen sich eine gewisse Mühe gibt. Eine solche Denkmalpflege, das sage ich frei, die so verführe, wäre eine völlig falsche Denkmalpflege!

Die archäologische Denkmalpflege wirkt solchen Irrtümern entgegen, denn sie deckt jene geschichtlichen Quellen auf, die vornehmlich die Mühsal des gewordenen Lebens erkennen lassen. Sie steuert allerdings auch Dokumente bei, die klarmachen, wie sehr die handgreiflichen Baudenkmale, die noch körperhaft inmitten unserer Siedlungen als Dokumente von Geschichte und Kunst stehen, Produkte eines langwierigen und komplizierten Prozesses sind. Neben der Schönheit gibt die archäologische Denkmalpflege die Runzeln des Alters in dem Gesicht unserer Kultur zu lesen, wird offenbar, über wie vielfältige «Wachstumsstufen» hinweg das entstanden ist, was wir unsere eigene Gegenwart nennen. Archäologische Denkmalpflege ist geeignet, uns sehr nachdenklich zu machen.

Nunmehr möchte ich versuchen, Ihnen einige grundsätzliche Probleme der archäologischen Denkmalpflege vor Augen zu führen. Wie immer bei solchen Überblicken, kann dies nur holzschnittartig sein.

Beispiele für Baudenkmalpflege im modernen Sinne gibt es schon im Mittelalter, nachdrücklich im Barock. Älter als die Baudenkmalpflege ist die archäologische Denkmalpflege. Sie beginnt nordwärts der Alpen mit den Heiligenerhebungen des 6. Jahrhunderts, die bis in das 12. Jahrhundert hinein andauern. Schon im 14. Jahrhundert gibt es Ausgrabungsberichte, die sich von den heutigen kaum unterscheiden. Im 16. Jahrhundert interessierte sich die bürgerliche Nobilität zunehmend für archäologische Funde. Nun gewannen Inschriftenfunde das besondere Interesse der humanistisch gebildeten Gelehrtenwelt. Das 18. Jahrhundert zeigte dann wieder vielerorts Interesse an Gräberfunden, vornehmlich, um legendär empfundene Stifterpersonen durch Grabungsbefunde als real existent nachzuweisen. Merkwürdig früh gab es in den nordischen Staaten grundlegende Interessen an Siedlungszusammenhängen, ein Interesse, das sich dem übrigen Europa erst während des 19. Jahrhunderts allgemeiner mitzuteilen begann.

Die staatliche archäologische Denkmalpflege ist

ganz allgemein in Nordeuropa aus gelehrten Vereinigungen des 19. Jahrhunderts hervorgegangen. Das allgemeine Versagen der deutschen Länder auf diesem Gebiete der Kulturpolitik ließ andere Möglichkeiten kaum zu. Aus den Altertumsgesellschaften entstanden mancherorts die Landesmuseen, so in Schleswig, Hannover, Münster, Bonn und Trier. Starke Zentralregierungen wie die von Berlin und München zogen archäologische Bodenfunde an die Staatssammlungen, was sich noch heute in dem Museum für Vor- und Frühgeschichte der Prähistorischen Staatssammlung zu München ausdrückt. Andernorts blieb es bei kleinräumlicheren Gliederungen, was zum Teil den Reichtum der Heimatmuseen an archäologischen Funden erklärt. Andererseits wiederum wurde dann auch der Zersplitterung von Fundkomplexen entgegengewirkt, vor welchem Hintergrund eine solch bedeutende archäologische Abteilung wie diejenige des Württembergischen Landesmuseums in Stuttgart entstand.

Auch heute noch ist die archäologische Denkmalpflege in der Bundesrepublik Deutschland unterschiedlich organisiert. Da die Kulturhoheit bekanntlich von den Bundesländern wahrgenommen wird, sind die Landesarchäologen in den Landesämtern für Denkmalpflege tätig. Manche dieser Landesämter, vornehmlich in Schleswig-Holstein, Westfalen,

im Rheinland und in Rheinland-Pfalz, sind mit bedeutenden archäologischen Museen verbunden, was der Vermittlung neuer archäologischer Ausgrabungsergebnisse an die Bevölkerung entgegenkommt. In vielen anderen Fällen sind die Denkmalämter und ihre Außenstellen von den Museen getrennt, ein Zustand, der nicht immer glücklich ist. Weit schwerer wiegt indessen die jüngste Neigung, die archäologische Denkmalpflege aufgrund neuer gesetzlicher Grundlagen zum Appendix der nach anderen methodischen Grundkonzepten agierenden Baudenkmalpflege zu machen, wie dies z. B. in Bayern, Baden-Württemberg, Rheinland-Pfalz und Hessen geschehen ist.

In Schleswig-Holstein, Niedersachsen und Nordrhein-Westfalen arbeiten dagegen die *archäologischen Denkmalämter als eigene selbständige Fachbehörde*. Diese klare Ämtertrennung und die möglichst enge Anbindung an die Museen fordern seit Jahren die im Verband der Landesarchäologen in der Bundesrepublik Deutschland organisierten Amtschefs der archäologischen Denkmalpflege. Ihren Sachargumenten ist bislang nicht Rechnung getragen worden. Das ist bedauerlich, denn durch diese den Sachbelangen nicht hinreichend dienende Organisationsform wird die archäologische Denkmalpflege in vielen Ländern der Bundesrepublik Deutschland eher

Jungsteinzeitliches Hockergrab, Stuttgart-Mühlhausen, Viesenhäuser Hof; in der Mitte von einer Pflugschar angerissen und teilweise zerstört.



behindert denn befördert. Das ist umso schlimmer, als dadurch die Rettung oft unersetzlicher archäologischer Bodenkunden von nationaler Bedeutung unterbleibt.

Allerdings ist die Organisationsform der Landesarchäologie in unserer Republik nur eine Seite der Medaille. Mit ihr – und der oft genug auch mehr als mangelhaften technischen und personellen Ausstattung der Ämter – ist eine zweite Schwäche direkt verbunden: Die der fast immer unzumutbar knappen finanziellen Ausstattung. Ich will nur einige Beispiele einander gegenüberstellen: Hatten wir z. B. für das Stadtgebiet von Köln in den letzten Jahren jährlich zwischen 1,2 und 2,1 Mio. DM zur Rettung archäologischer Bodenkunden verfügbar, mußte sich das Land Rheinland-Pfalz mit einem Jahresetat von zwischen 85000 und 120000 DM begnügen. Ähnlich verhält es sich mit Hessen, wogegen sich die 2,5 Mio. DM von Bayern, die dort neuerdings bereitstehen, angemessen ausnehmen wollen und die 4,2 Mio. DM, die das Rheinische Landesmuseum Bonn des Landschaftsverbandes Rheinland für das Rheinland verfügbar hat, schon üppig sind. Ähnlich angemessen ist die Ausstattung in Baden-Württemberg, Westfalen und Schleswig-Holstein, unangemessen dagegen wiederum in Niedersachsen. Im Vergleich mit der Baudenkmalpflege, die inzwischen annähernd angemessen mit Finanzzuwendungen dotiert ist, wird die archäologische Denkmalpflege in unserem Staate *nicht hinreichend alimentiert*. Warum ist das so schlimm, warum ist das im Grunde besorgniserregend?

Darauf gibt es eine einfache und zugleich eindeutige Antwort. Während man früher noch sagen konnte, in der Erde seien die archäologischen Bodenkunden gut bewahrt und man solle sie dort lassen, weil jede archäologische Ausgrabung die endgültige Zerstörung der archäologischen Urkunde bedeute, bietet die Erde wie in den Jahrhunderten zuvor inzwischen für die archäologischen Urkunden kaum mehr Schutz. Das Ausmaß, in dem wir unsere Landschaft auf die Bedürfnisse der modernen Industriegesellschaft umgestellt haben und umstellen, läßt nichts mehr unberührt. Waren in den ersten Jahrzehnten nach dem Kriege vornehmlich die industriellen Ballungszentren und die Städte bedroht, hat diese Bedrohung längst auf das gesamte Land übergegriffen. Dabei spielen nicht allein Autobahn, Straßen und Kiesabbau eine gefährliche Rolle, sondern inzwischen sind neben der Flurbereinigung auch Land- und Forstwirtschaft so mechanisiert, daß selbst in den abgelegensten Gebieten die *Zerstörung der archäologischen Urkundensubstanz* gang und gäbe ist. Die deutschen Landesarchäologen über-

treiben nicht, wenn sie lapidar feststellen: Die Bundesrepublik Deutschland stehe in Gefahr, eine archäologische Wüste zu werden.

Die Erfolge der deutschen Landesarchäologie sind beachtlich und international respektiert und anerkannt. Wieder, ohne Übertreibung, kann man sagen: Auf diesem Feld der geisteswissenschaftlichen Forschung werden wir international noch wahr- und ernstgenommen.

Unsere erste Nachkriegsbilanz haben wir im Jahre 1976 in Köln und Mainz versucht. Der Katalog der Kölner Unternehmung (Das neue Bild der alten Welt) liegt vor. Das erspart mir lange Ausführungen und läßt Sie erkennen: Die deutsche Landesarchäologie schreibt Siedlungsgeschichte der Urzeit, der römischen, frühmittelalterlichen, mittelalterlichen wie der frühen Neuzeit. Die deutsche Landesarchäologie hebt Quellen ans Licht, die ohne ihre Rettungsmaßnahmen unbekannt blieben. Sie liefert die Fundamente einer Alltags- und Verhaltensgeschichte des Menschen, sie bringt aber auch neue Kenntnisse zur Herrschaft und damit zur politischen Geschichte bei.

Wir ergänzen dieses Material durch Jahresberichte aus Bayern, Baden-Württemberg und dem Rheinland. Schon das flüchtige Durchblättern dieser Berichte zeigt, was überall in einem Jahr und bei einer Unzahl von Aktivitäten an neuen und grundlegenden Kenntnissen zutage gefördert wird. Fast ohne Ausnahme wären all diese Schatten für unsere Kenntnis verloren, wenn die Landesarchäologen nicht zugegriffen hätten. Sie könnten weit besser und noch unendlich umfassender zugreifen, wenn Personal, Sachausrüstung und Finanzausstattung angemessener wären, als sie dies in Wirklichkeit sind.

In den letzten Jahrzehnten hat man die Verursacher der Landumstellung subventioniert, ermuntert, indessen die deutschen Landesarchäologen als Urkundenbeamte der Nation fast immer nur behindert. Hier rächt sich an unerwarteter Stelle, daß den Westdeutschen ihr Geschichtsbewußtsein vorübergehend abhanden gekommen war.

Die deutsche Landesarchäologie ist nicht ganz ohne Hilfe geblieben. Nur selten indessen kam sie von den Trägern der Ämter, sondern fast immer von der Seite Dritter. Hier muß man das Wissenschaftsministerium des Landes Nordrhein-Westfalen nennen, das manches Notunternehmen in eine Forschungsmaßnahme umzulenken half. Seit ihrer Gründung hat auch immer die VW-Stiftung archäologische Maßnahmen, die Forschungscharakter gewannen, gefördert und möglich gemacht.

Aber das unbestritten erste Verdienst an den not-

wendigen Maßnahmen der deutschen Landesarchäologie hat doch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG). Das muß ich in diesem Zusammenhang mit dem gebotenen Ernst wie mit dem Gefühl einer unendlichen Dankbarkeit sagen. Gerade die DFG war es, die in unzählbaren Fällen, in einzelnen wie bei Forschungsschwerpunkten, sich immer weitsichtig gab, Rettungen und Forschungsmaßnahmen ermöglichte und dabei auch qualifizierten Nachwuchs so förderte, daß wir heute mit Stolz sagen können: zahlreiche international renommierte Archäologen sind aufgrund dieser Förderung aus der Landschaft der deutschen Landesarchäologie bis in die Lehrkanzeln hochgewachsen. Gerade dies erfüllt uns Landesarchäologen mit Befriedigung, weil solcherart die Einheit von Forschung und Lehre in fast idealer Weise für die deutsche Landesarchäologie hergestellt werden konnte. Mit großem Vergnügen sehen wir vor diesem Hintergrund einen hochqualifizierten Nachwuchs für die archäologische Landesforschung heranwachsen.

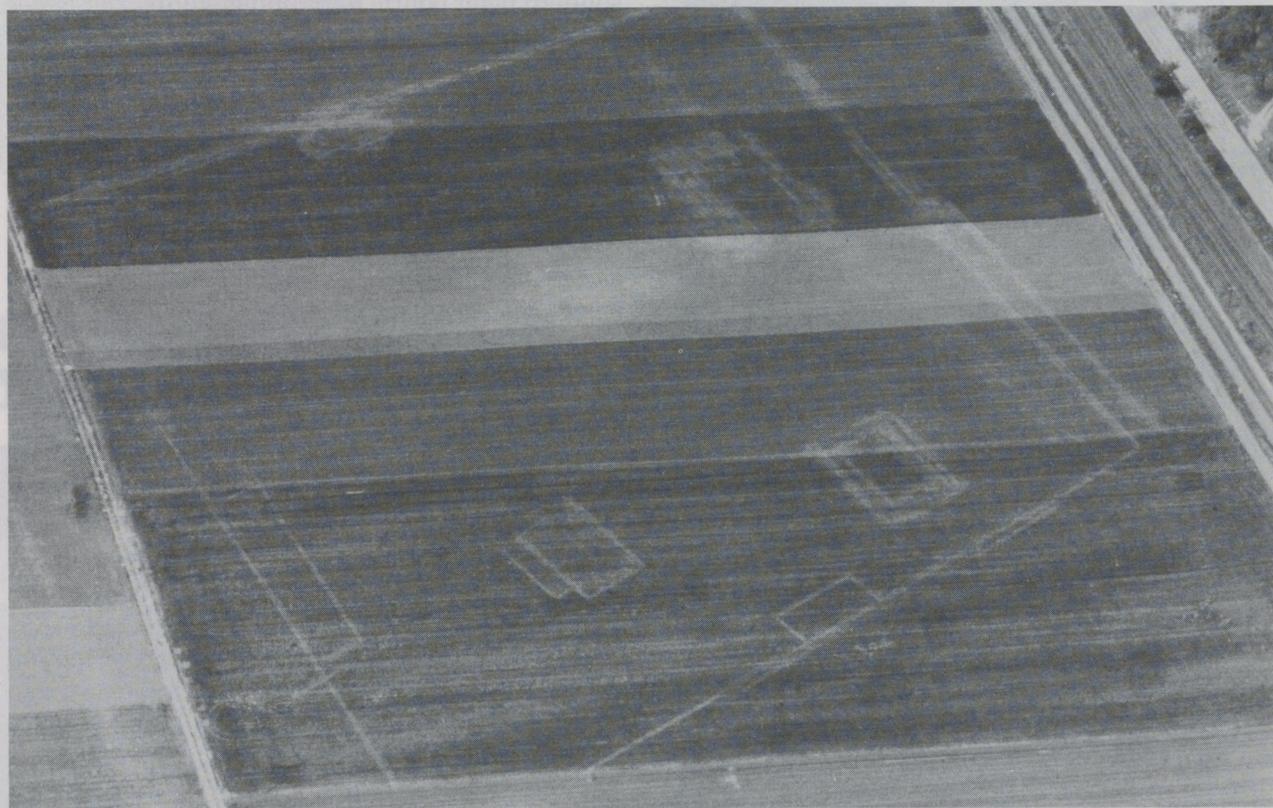
Die deutsche Landesarchäologie betreibt mehr als die deutsche Baudenkmalpflege *Forschung*. Das liegt in der Natur der Sache; denn die archäologischen Denkmäler sind nur selten zu erhalten. Ihre Erhaltung findet daher in den Publikationen statt, den

Urkundenbänden der Sachaltertümer, die der weiterführenden theoretischen archäologischen, historischen und kunsthistorischen Forschung die Materialien liefern. Eigentlich müßten wir, um dies kenntlich zu machen, einige Bibliotheksräume besuchen, denn so viel ist das, was aufgrund der gehobenen Denkmäler und des daraus gezogenen Wissens sich in wissenschaftlicher Literatur ausdrückt. Erst bei der Durchsicht dieser Ergebnisreihen würde sich die Bedeutung der Maßnahmen darstellen. Ich kann das hier nur andeuten.

Wie ich auch nur andeuten kann, daß natürlich auch die Archäologie nicht mehr unbedingt eine Wissenschaft ist, die nur mit Zahnbürste und Spachtel hantiert. Wir haben rationalisiert und wissen mit Maschinen umzugehen, nicht anders als das Baugewerbe. Jedoch: Am entscheidenden Punkt wird dann schon noch operiert!

Wichtiger indessen ist wohl anzudeuten: Neue Prospektionsmethoden wurden entwickelt: Luftbildarchäologie und Magnetometer. Die Ehe mit den Naturwissenschaften ist eng geknüpft, z. B. in der Entwicklung der Dendrochronologie oder in der Zusammenarbeit mit Botanik und Zoologie; die elektronische Datenverarbeitung wurde für große Fundmengen eingeführt oder die Röntgenologie bis in die archäologische Feldarbeit ausgedehnt.

Luftbild des bisher unbekanntes römischen Gutshofs in Sontheim/Brenz, Flur «Beim kleinen See». Freigeig. Reg.-Präs. Stuttgart B 14208.



Der historische Hausbestand – Kampf um eine verlorene Zukunft?

Hubert Krins

Die Überschrift spielt mit dem Motto des Europäischen Denkmalschutzjahres 1975 *Eine Zukunft für unsere Vergangenheit* und wagt es, diese Zukunft für einen Teil dieser Vergangenheit, nämlich den historischen und denkmalpflegerisch wichtigen Hausbestand in unseren Städten, in Frage zu stellen. Besteht denn dazu überhaupt Anlaß, da doch die breite Öffentlichkeit hinter dem Gedanken des Denkmalschutzes steht wie nie zuvor, da die Altbau- und Stadtsanierung immer mehr ins Zentrum der Baupolitik und der öffentlichen Förderung rückt? Sollte der Denkmalpfleger sich damit nicht dankbar zufriedener geben? Bei aller Anerkennung dieser so er-

Blick zur Pfullinger Martinskirche, rechts der Gasthof Hirsch, daneben der ältere Gasthof dieses Namens.



freulichen Entwicklung darf sich aber der Denkmalpfleger nicht der Pflicht zur sachlichen Kritik an allem, was dem Denkmal und seiner Erhaltung auch heute noch entgegensteht, entziehen. Nicht um der Kritik willen, sondern wegen der ihm gestellten Aufgabe, auf die *Abwendung von Gefährdungen . . . von Kulturdenkmälern hinzuwirken*, wie es wortwörtlich im ersten Paragraphen des baden-württembergischen Denkmalschutzgesetzes heißt. Einige dieser «Gefährdungen» sollen im folgenden anhand ausgewählter Beispiele vorgeführt werden.

Das erste Beispiel führt in den altwürttembergischen Amtsort Pfullingen am Fuße der Alb, für den Landeskundigen sicher nicht auf Anhieb mit der Erinnerung an wertvollen historischen Hausbestand verbunden, vielmehr eine Gemeinde, die sich energisch anschickt, ihren alten Ortskern gegen einen neuen auszutauschen. Dabei mußte auch eine Hausgruppe weichen, die unweit der Martinskirche stand. Kein Kunstführer, keine Denkmalliste, kein Heimatbuch verzeichnen diese Gebäude. Warum auch, möchte man fragen, wenn man das unscheinbare Äußere sieht.

Und doch gab es jemanden, der sich mit diesem flüchtigen äußeren Eindruck nicht zufriedengab, sondern tiefer bohrte und fündig wurde. Der Name des Gasthofs Hirsch weckte Erinnerungen an Wilhelm Hauffs *Lichtenstein*. Im 13. Kapitel dieses Romans wird geschildert, wie der Ritter Georg von Sturmfeder Pfullingen aufsucht: *Bald war er am Tor der kleinen Stadt angelangt. Er fragte nach einer guten Herberge. Man wies ihn nach einem kleinen düsteren Haus, wo ein Spieß über der Türe und ein Schild, mit einem springenden Hirsch geziert, zur Einkehr einlud. Eine junge, freundliche Frau führte ihn zur Trinkstube. Es war dies ein weites, finsternes Zimmer, an dessen Wänden sich schwere eichene Bänke hinzogen. Die ungeheure Menge von Kannen und Bechern, die blank gescheuert von den Gestellen am Getäfel herabblinkte, bewies, daß die Herberge «zum Hirsch» sehr besucht sein müsse. In der Tat saßen auch, obgleich es erst Mittag war, schon viele Gäste beim Wein. Sie schauten den jungen Ritter prüfend an, als er von der Wirtin an ihren Tischen vorbei in ein sechseckiges Erkerlein geführt wurde.*

Nun ist bekannt, daß Wilhelm Hauff darum bemüht war, die Schauplätze in seinen Dichtungen möglichst genau zu schildern. Unserem Forscher fielen darum die Unterschiede zwischen dem Erscheinungsbild des Gasthofes und der zitierten Stelle des

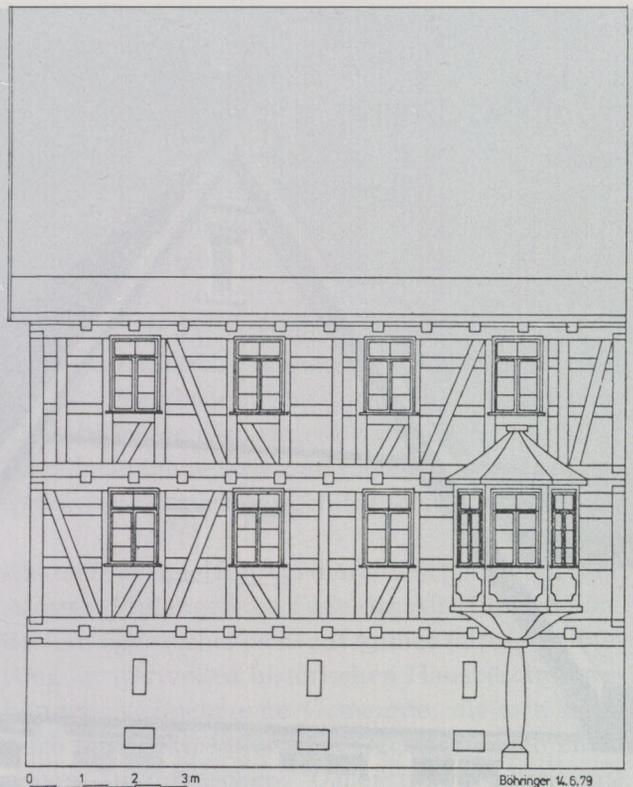


REONE

Café S. Severino

Romans besonders auf. Wo war das Erkerlein, und wie sollte man sich in dem großen und geräumigen Gasthof das beschriebene finstere Zimmer vorstellen? Merkwürdiger noch: Es gab in Pfullingen einen Erker, auf den die Beschreibung Hauffs zutreffen könnte, aber nicht am Gasthof Hirsch, sondern an der inzwischen längst abgerissenen «Krone». In einer fast kriminalistisch zu nennenden Pusselarbeit konnten diese widersprüchlichen Fakten zusammengeführt werden. Zunächst einmal ergab sich aus der Besitzergeschichte und der inneren Raumaufteilung nahezu schlüssig, daß der alte Hirsch links neben dem neueren Gasthof zu suchen sein mußte. Dieses Haus besaß in seinem Obergeschoß in der Tat einen ungeteilten, die ganze Straßenbreite einnehmenden Saal mit einer Holzvertäfelung, auf den Hauffs Beschreibung der Trinkstube zutreffen könnte. Schließlich bestand eine verlässliche mündliche Überlieferung in Pfullingen, derzufolge der Kronenerker im vergangenen Jahrhundert vom «Hirsch» eben dorthin versetzt worden sei. Wahrscheinlich 1830, als der damalige Wirt des Hirschen seinen Gasthof teilweise umbaute und dabei den Erker entfernte. Und schließlich ergab sich ein weiterer Anhaltspunkt darin, daß in der Fachwerkwand des Obergeschosses im «alten Hirsch» eine Flickstelle nachzuweisen war, deren Beschaffenheit naheliegend mit der Abnahme des Erkers erklärt werden konnte. Am Ende all dieser Überlegungen, Nachforschungen und Untersuchungen stand ein in der Rekonstruktion bemerkenswertes Fachwerkhaus des späten 16. oder des 17. Jahrhunderts, dem neben seiner baugeschichtlichen dank Wilhelm Hauff auch eine gewisse heimatgeschichtliche Bedeutung zukam.

Wer hatte sich dieser mühevollen Kleinarbeit vielfältiger Nachforschungen unterzogen, die zu diesem schönen und für die Ortsgeschichte wichtigen Ergebnis führten? Nicht das Landesdenkmalamt, das auch bei einer Vervielfachung seines Personalbestandes niemals die Zeit und Ortsnähe dazu besäße; auch nicht die amtlich tätigen Historiker oder Archivare, sondern ein am Ort tätiger Lehrer, der Diplompädagoge Dietmar Böhringer, der sich seit Jahren intensiv um die Erforschung und Erhaltung des baulichen Erbes in Pfullingen bemüht. Ihm gelang es, die Argumente für die Begründung der Denkmaleigenschaft des «Hirschen» zu sammeln, welche die Denkmalpfleger so nötig gebraucht hätten, um das Haus vor dem Abbruch zu bewahren. Daß dieser Abbruch inzwischen vollzogen worden ist, weil die Erkenntnisse zu spät gewonnen wurden, um die weit vorangetriebene Neubauplanung noch beeinflussen zu können, schmälert nicht ihren Wert, son-



dern unterstreicht nur noch die Notwendigkeit frühzeitiger Information.

Abbruch denkmalwürdiger Häuser aus Unkenntnis oder zu spät gewonnener Erkenntnis – niemand weiß, wie oft sich tagtäglich dieser Vorgang wiederholt. Wir müssen uns fragen, ob diese Versäumnisse nicht besonders beschämend sind, weil ja in unzähligen Fällen das ortskundliche Quellenmaterial greifbar nahe ist. Es bedarf nur der Erschließung und Auswertung dieser Quellen. Das aber ist eine Aufgabe, die ohne Hilfe von Heimatforschern, interessierten und engagierten Ortskundigen nicht zu erfüllen ist. Dabei hat Baden-Württemberg mit seinen zahlreichen Geschichts- und Altertumsvereinen auf diesem Gebiet eine besondere Tradition aufzuweisen, die nur im Hinblick auf den historischen Hausbestand aktualisiert werden müßte. Nur so kann die Beweisnot überwunden werden, in die der Denkmalpfleger bei seinem Kampf um die Erhaltung der alten Häuser ständig gerät. Doch ist diese Hilfe für den im Land tätigen Konservator nur ein Aspekt. Wichtiger fast noch scheint all das zu sein, was bei einer derartigen Aufarbeitung der Vergangenheit an Kenntnissen gewonnen wird, die der ortsansässigen Bevölkerung zugute kommen: Kenntnisse ihres Wohnortes, seiner Geschichte, Kenntnisse vom Leben der Vorfahren – Wissen, das beiträgt zum Verständnis der Umwelt, zur Bereicherung der Erfahrungen, zur Identifikation mit der Stadt, in der man wohnt.

Es mag überraschen, vielleicht auch erschrecken, daß das Wissen der Fachleute vom historischen Hausbestand in unseren Städten so gering ist. Um die großen Patrizier-Häuser der Bürger, die Stadtpaläste des Adels und die herausragenden Fachwerkbauten hat sich die Forschung wenigstens sporadisch bemüht. Aber die von unbekanntem Bauherren und Handwerkern erbauten Häuser des mittleren und Kleinbürgertums, ganz zu schweigen von den Wohnstätten der noch ärmeren Bevölkerung, die insgesamt doch die Masse des Baubestandes in den Altstadtkernen bilden, blieben bisher abseits des Forschungsinteresses. Darüber klagte schon 1904 ein Kenner der Materie, Otto Stiehl, auf dem ersten Tag für Denkmalpflege in Mainz:

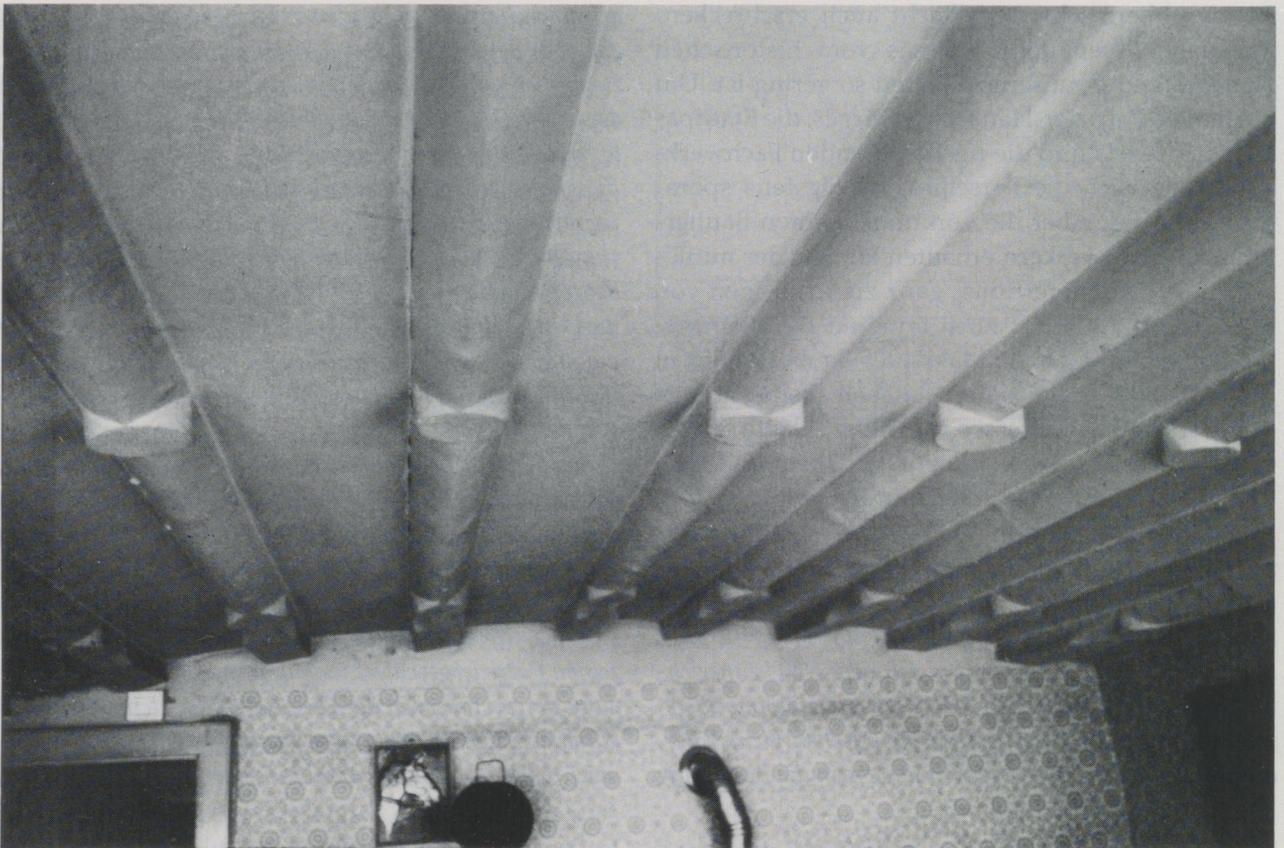
Die Mühe, die man auf die Erhaltung eines Besitzes verwendet, hängt ja wesentlich ab von der Schätzung, die man diesem Besitz entgegenbringt. Verzeihen Sie, wenn ich eine so banale Weisheit an den Eingang meiner Erörterung setze. Ich möchte damit gleich den Weg kennzeichnen, auf dem ich versuchen will, Ihre Anteilnahme zu gewinnen für eine Gruppe unserer heimischen Denkmäler, die meines Erachtens noch nicht allgemein die Beachtung

gefunden hat, die sie verdient. Es ist ja leicht erklärlich, daß sich das Interesse an der mittelalterlichen Baukunst zuerst den größeren, auffälligen Kirchenbauten zugewendet hat, daß dagegen die profane Kunst zurücktreten mußte, erklärlich durch die unauffällige, schlichte Form vieler dieser kleiner Denkmäler, erklärlich auch dadurch, daß die literarische Überlieferung, die oft Grundlage der Bearbeitung bildet, noch viel lückenhafter ist für unsere Profanbauten, als für die kirchliche Baukunst. Es ist das aber für die Denkmalpflege sehr bedauerlich deswegen, weil gerade die profanen Denkmäler viel mehr als die kirchlichen der Umänderung, der vollständigen Vernichtung anheimgegeben sind.

In der Schlichtheit dieser Häuser liegt meines Erachtens auch ein guter Teil der ruhigen und vornehmen Wirkung, die die alten Städte ausüben. Es ist diese Wirkung eben auch die ästhetische Folgerung aus der sozialen Gliederung der Bürgerschaft. Auf dem Hintergrund dieser schaffensfrohen und einfachen Menschen steigen die einzelnen Patriziergeschlechter auf, dementsprechend wirken dann deren Häuser in der Umgebung der kleineren als die künstlerischen Höhepunkte der Stadt. Insofern also möchte ich, so schlicht und bescheiden die Anlagen sind,

Ravensburg, Untere Breite Straße. Das mittlere dieser Handwerkerhäuser aus spätgotischer Zeit besitzt im Wohnzimmer eine Bohlenbalkendecke, Abb. Seite 46.





Einfache Bohlenbalkendecke in einem Handwerkerhaus der Ravensburger Unterstadt.

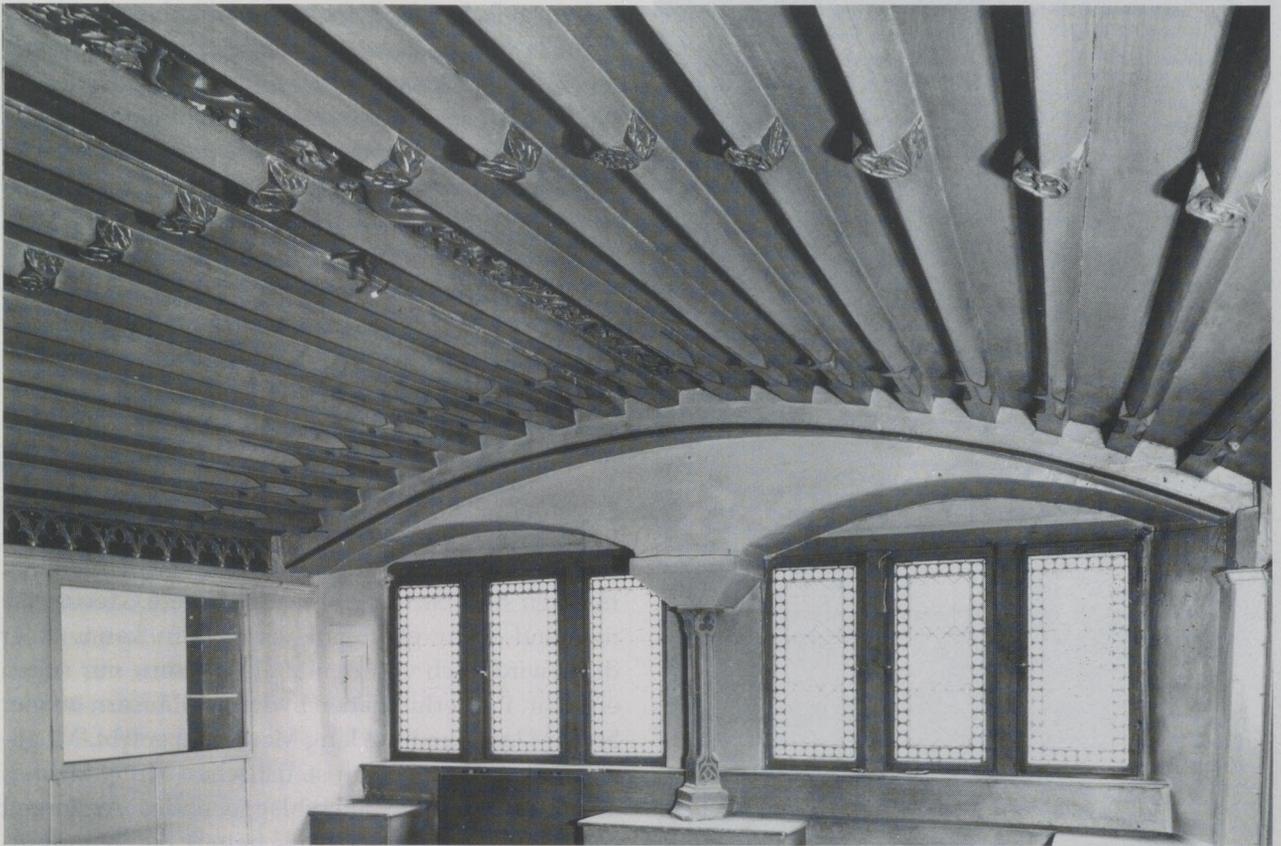
ihren künstlerischen Wert doch sehr hoch stellen. Aber sie sind auch geschichtlich, glaube ich, hoch bedeutend.

Der Vorstoß, den Otto Stiehl in Mainz unternahm, führte zur Gründung eines Ausschusses, der 1905 in Form einer Denkschrift einen Aufruf zur Erhaltung und zur Aufnahme alter Bürgerhäuser in Deutschland veröffentlichte. Darin heißt es, daß die Bürgerhäuser diejenigen Denkmäler sind, *welche uns vom Leben und der Art unserer Vorväter die eindringlichste und grundlegendste Kunde geben. Die Art ihrer Anlage gibt einen sicheren Gradmesser für die Kulturentwicklung und die gesellschaftliche Gliederung einer Zeit; . . . ihre Kenntnis ist unerlässlich, wenn man sich ein anschauliches Bild älterer geschichtlicher Geschehnisse und dichterischer Schilderungen formen will; sie spielen gleichzeitig in der geschichtlichen gewordenen Erscheinung von Stadt und Land die wesentlichste Rolle.*

Zu welchen Ergebnissen hat nun dieser grundlegende Anstoß geführt? Versucht man diese Frage für Baden-Württemberg zu beantworten, so kann man Otto Stiehls Klage über die *verhältnismäßige Nichtbeachtung dieser Bauwerke* auch nach 80 Jahren nur wiederholen. Zwar legte Konstanz 1906 und 1908 als erste Stadt Deutschlands ein Häuserbuch vor, und auch Freiburg wurde 1907 aktiv, doch konnte der stattliche Band über «Freiburger Bürgerhäuser aus vier Jahrhunderten» erst 1923 veröffent-

licht werden. 1959 begann dann die Reihe *Das Deutsche Bürgerhaus* zu erscheinen, in der inzwischen 30 Bände vorliegen und in der in dem einen oder anderen Band auch Teile unseres Landes behandelt worden sind. Einige bis heute unveröffentlichte Dissertationen, beispielsweise zu Überlingen, Stuttgart und Ulm, runden das – insgesamt gesehen – immer noch dürftige Bild ab.

Insbesondere werden die Kleinbürgerhäuser nach wie vor stiefmütterlich behandelt. Das Haus aus der Ravensburger Unterstadt wird man, auch als Bautyp, in der 1970 erschienenen Publikation *Das Bürgerhaus in Oberschwaben* vergeblich suchen. Sage niemand, es sei unbedeutend, besitzt es doch im Obergeschoß eine spätgotische Bohlenbalkendecke, die zwar etwas einfacher ist als die bekannten Prachtexemplare der Handelsherren in der Oberstadt, aber darum nicht weniger bedeutend für die Kenntnisse der Haus- und Wohnform der Handwerker oder Kleinbürger in der Unterstadt. Ja erst das Wechselspiel, das Bezugfeld beider Hausformen eröffnet ein umfassendes Verständnis der Ravensburger Bürgerhausarchitektur jener Zeit. Ohne die Berücksichtigung beider Gruppierungen ist eine Gesamtvorstellung von der Stadt Ravensburg um 1500 nicht zu gewinnen. Allerdings sind es immer nur einige wenige, aber entscheidende Details, die



Aufwendige Bohlenbalkendecke in einem Patrizierhaus der Ravensburger Oberstadt, zeitgleich mit der Decke S. 46

den Denkmalwert der einfachen Häuser begründen. Details, die in den gängigen Vorstellungen oft als Wert gar nicht existieren. Sind diese Häuser schon allein aus diesem Grund gegenüber Veränderungen jeglicher Art viel anfälliger, so wirkt sich der geschilderte Mangel an Wissen über diese Denkmalgruppen angesichts der überall mit Macht anrollenden Sanierungen in besonders verheerender Weise aus. Ein Forschungsprogramm wäre hier vonnöten, um wenigstens für die wichtigsten Altstadtbereiche im Lande oder die wichtigsten Haustypen – etwa das alemannische Fachwerkhaus – die Grundlagen aufzuarbeiten, die allein Ansätze für denkmalgerechte Lösungen der Sanierungsprobleme liefern können. Baden-Württemberg mit seinen über 200 mittelalterlichen Städten wäre wohl in besonderem Maße dazu aufgerufen.

Nicht besser steht es um die wissenschaftliche Dokumentation all jener baugeschichtlichen und bautechnischen Erkenntnisse, die bei Umbauten, Sanierungen oder Abbrüchen gewonnen werden und die in der Mehrzahl der Fälle aufgrund der vollzogenen Eingriffe und Substanzverluste nie mehr zu wiederholen sind.

Das nächste Beispiel stammt aus Ulm. Wiederum ein unscheinbares Haus. Der Giebelvorsprung ver-

rät Fachwerk, einige Details an den Fenstern und der Tür wecken nähere Aufmerksamkeit. Sicher ein sogenannter Ensemblebau, aber ein Kulturdenkmal? Gehen wir mit dieser Fragestellung ins Innere und schauen wir uns dort um: Da finden wir im Eckraum des zweiten Obergeschosses eine gut erhaltene Bohlenwand, wie sie im späten Mittelalter für die heizbare gute Stube üblich war. Dazu gehört eine einfache spätgotische Bohlenbalkendecke. Im ersten Obergeschoß fallen Zeugnisse eines wohl im 17. Jahrhundert vorgenommenen Umbaus auf, so eine neue mit Nischen versehene Ostwand, Holzbretterdecken, Türen mit den ursprünglichen Beschlägen und eine noch näher zu schildernde Kamineinrichtung. Das Treppengeländer der Zeit um 1800 belegt einen weiteren Umbau, dem vermutlich auch die Kreuzstockfenster der Fassade zuzurechnen sind. Aus jedem Geschoß führt ein eigener Kamin nach oben bis über den Dachfirst hinaus, versehen mit dem alten charakteristischen Kaminkopf. Jeder Kamin geht von einem Rauchfang aus, der im ersten Obergeschoß als offene Rauchfangkutte ausgebildet ist, im zweiten als geschlossenes Häuschen mit Tür und Fenster. Vergleichbare, im Originalzustand so gut bewahrte Feuerungsanlagen sind in Ulm bisher nicht entdeckt worden.

Insgesamt gesehen ist das Haus eine Fundgrube an



Türgriff in einem Ulmer Haus.

Zeugnissen alter Bautechnik und des Bauhandwerks; ein Haus, in dem sich die behutsamen, in langen Zeitabständen vorgenommenen Änderungen zu einem Gesamtbild addieren, *das bei aller spartanischen Einfachheit als Haus armer Bürger . . . viel originale Wohnkultur bewahrt hat*, wie es Hellmut Pflüger ausdrückt, dem wir die Entdeckung und Beschreibung dieses Hauses verdanken. Vielleicht ruft das Wort *Wohnkultur* in diesem Zusammenhang Verwunderung hervor, da es auch auf das Leben der unteren Bevölkerungsschicht bezogen wird. Wir dürfen jedoch nicht außer acht lassen, daß die Kultur der Niederen allemal nicht nur Spiegelbild, sondern auch Voraussetzung der sog. höheren Kultur war. Für Denkmalpfleger jedenfalls steht die Einstufung des Hauses als Kulturdenkmal außer Frage. Aber mit dieser Feststellung können wir uns nicht zufriedengeben. Über die Erhaltungswürdigkeit hinaus stellt sich meist auch sogleich die Frage nach der Erhaltungsfähigkeit. Zwar ist das Haus keineswegs baufällig, dennoch hat es wohl kaum eine

Überlebenschance. Die Raumhöhen sind niedrig – etwas über 1,8 m im ersten Obergeschoß, etwa 2 m im zweiten Stock –, die Belichtung ist sparsam, der Raumzuschnitt mit den Vorstellungen heutiger Wohnungseinrichtungen – man denke nur an die üblichen Möbelprogramme – nicht in Einklang zu bringen. Das Haus kann die von Baurecht und Richtlinien geforderten Normen nicht buchstabengetreu erfüllen, es sei denn, man verzichtet auf alles, was seinen Wert ausmacht, auf seine gestalterische Eigenständigkeit und auf seine nur ihm gehörenden geschichtlichen Merkmale.

Dieses Beispiel steht für viele Erfahrungen der letzten Jahre. Vor allem die unter der Norm liegenden Geschoßhöhen erweisen sich zunehmend als geradezu magische Schwellen, die auch mit den Beschwörungen der Denkmalpfleger nicht mehr zu nehmen sind. Sicher gibt es eine untere Grenze, die niemand mehr glaubhaft verteidigen kann. Aber diese wird auch von den alten Häusern nur selten erreicht. Immerhin haben in diesen Häusern oft vier bis fünf Jahrhunderte lang Menschen gelebt. Möglicherweise waren sie im statistischen Mittel kleiner, aber kann das ein ausschlaggebendes Argument sein? In anderen Ländern scheitert die Wohnnutzung keineswegs an niedrigen Geschoßhöhen. Dazu nur ein Beispiel aus Kopenhagen, wo ein außerordentlich kleines Haus unlängst trotz der geringen Raumhöhen durchaus bewohnbar gemacht werden konnte.

Es gehört inzwischen zur Spielregel, daß dem Denkmalpfleger in solchen Situationen ein Wiederaufbau mit demselben Erscheinungsbild, natürlich angepaßt an die heutigen Bauvorschriften, angeboten wird, um nur ja seine Zustimmung zum Abbruch zu bekommen. *Im übrigen*, so schrieb in einem solchen Fall ein Bürgermeister, *schließt sich der Gemeinderat . . . internationalen Kapazitäten an, die kriegszerstörte Gebäude, ob in Warschau, Danzig, Dresden oder in anderen Städten, wieder originalgetreu aufgebaut und weltweite Anerkennung gefunden haben.*

Weltweite Anerkennung für den billigen Abklatsch, wenn nur das Original zusammengesoben werden kann! Man könnte mit einem Satz von Cord Meckseper aus einem 1974 veröffentlichten Aufsatz antworten, der sich mit der Funktion des Historischen befaßt. Meckseper fährt nach der Nennung derselben Städte mit ihren rekonstruierten Stadtkernen oder Denkmälern fort: *Umsomehr sollte dies Anlaß sein, innerhalb des heute aus ganz andern Gründen bedrohten Restbestandes noch erhaltener Substanz . . . die Möglichkeit zur Freilegung verschütteter Geschichte und deren Überführung in Gegenwart und Zukunft zu sehen und wahrzunehmen.*

Hier stellt sich die Frage nach denkmalpflegerischer Bewertung der Originalsubstanz. Gerade weil in der Öffentlichkeit jeder Vorbehalt gegen Originalersatz geschwunden zu sein scheint, ist es Aufgabe der Denkmalpflege, das Original zu verteidigen, solange es erhaltungsfähig ist. Denn mit der Originalsubstanz steht und fällt die Authentizität des Denkmals als geschichtliche Urkunde, seine Glaubwürdigkeit als Träger und Vermittler historischer Aussagen. Die heute so gesuchten Erinnerungswerte lassen sich, wenn man sie ernst nimmt, nicht auf Kopien übertragen, die primär nur für sich selbst und ihre Entstehungszeit zeugen können. Geschichte läßt sich an ihnen nicht ablesen oder erleben. Es mag in bestimmten Situationen begründete Ausnahmen geben. Im Grundsatz aber lebt und stirbt der geschichtliche Wahrheitsgehalt mit der dinglichen Realität. Die denkmalpflegerische Verantwortung für eine so verstandene Originalität kann gar nicht hoch genug veranschlagt werden, wenn man den erst allmählich sich herauschälenden Anspruch der Öffentlichkeit auf Geschichte wirklich einlösen will. Vor diesem Hintergrund muß das Ringen des Denkmalpflegers um jeden alten Balken verstanden werden. Ein bisher meist vergeblicher Kampf, weil er als einziger gegen die Windmühlen der auf Materialaustausch und Normenerfüllung abzielenden Sanierungspraxis angeht.

Zu den großen Verfechtern der Normen gehören die Statiker, und statische Gutachten gehören vielfach zu den Gefahren, die das alte Haus am meisten zu fürchten hat. Das auf Seite 50 abgebildete Haus einer schwäbischen Reichsstadt wurde aufgrund seines einheitlichen und gut erhaltenen Fassadenbildes mit reichem neubarockem Schmuckdekor, der zum Zeitpunkt der fotografischen Aufnahme bereits abgenommen worden war, in die Denkmalliste aufgenommen. Alsbald stellten die Fachleute fest: es ist nicht mehr zu retten. Aus dem Gutachten der hinzugezogenen Statiker nur ein paar Sätze: *Große Teile der Holzkonstruktion weisen Schäden bzw. Mängel auf: Holzschäden; Verformungen über das übliche Maß hinaus; unzureichend dimensionierte Teile; mehrteilige Balken; geschwächte Querschnitte; unwirksame Verbindungen; fehlende Verankerung und Aussteifung; unsachgemäße Verarbeitung . . . Der derzeitige Zustand der Bauwerkskonstruktion entspricht in keiner Form den Anforderungen der aus der Landesbauordnung zu ersehenden gesetzlichen Bestimmungen. Durch den Standort bedingt, bildet das Bauwerk eindeutig eine Gefährdung der öffentlichen Sicherheit. Zur Vermeidung rechtlich nachteiliger Konsequenzen möchte ich Sie auffordern, für einen schnellen Abbruch . . . zu sorgen.*



Das kleinste Haus von Kopenhagen, vor und nach der Sanierung.





Da das Landesdenkmalamt keine eigenen Statiker besitzt, wurde die Landesstelle für Baustatik bemüht, das Haus ebenfalls zu begutachten. Sie kam zu einem ganz anderen Urteil: *Unregelmäßigkeiten in Holzqualität, Abmessungen und Bearbeitung deuten darauf hin, daß beim Bau altes Balkenmaterial wiederverwendet wurde. Dies war jedoch bei historischen Bauten üblich und ist kein Zeichen minderer Handwerksarbeit. Im allgemeinen ist die Holzkonstruktion gut erhalten . . . Reine, nach den Handwerksregeln konstruierte Fachwerkbauten gelten auch heute noch als ausreichend ausgesteift. Diese Erfahrung wird durch das günstige Verhalten solcher Bauten bei Erdbeben bestätigt. Auch verlangt § 116 LBO (Landesbauordnung) eine nachträgliche Anpassung baulicher Anlagen an neuere Vorschriften (heute gültige DIN-Normen) nur in Ausnahmefällen.* Und zusammenfassend heißt es, daß das Gebäude von der Konstruktion her grundsätzlich als standsicher zu bezeichnen sei.

Nun sah der Umbau im Inneren eine völlige Aushöhlung vor, nämlich den Abbruch aller ebenfalls in Fachwerkbauweise errichteten Innenwände, um eine neue Raumkonzeption zu ermöglichen, – ein ebenso häufiges wie beliebtes Verfahren, um aus alt neu und es den Handwerkern leicht zu machen. Diese Beseitigung aller in die Außenwände eingebundenen aussteifenden Innenwände hätte in der Tat den Abbruch zur Folge haben müssen. Denn *in der Folge würden Decken mit guter lastverteilender Scheibenwirkung erforderlich. Bei den gegebenen Spannweiten dürften hierfür vor allem massive Stahlbetondecken in Frage kommen, deren höhere Lasten dann wieder den Fachwerkaußenwänden kaum zugemutet werden können. Das heißt, die Entfernung der Fachwerkinnenwände führt in letzter Konsequenz auf einen Neubau in heute üblicher Konstruktion.* Von hier aus also, von der radikal angesetzten Ausbauplanung her, drohte der Abbruch, nicht vom Zustand der alten Bauteile. Dabei hätte es nur geringer Phantasie bedurft, um ein brauchbares Raumprogramm bei Verwendung der bestehenden Wände aufzustellen. Hätte, denn trotz der positiven Bewertung durch die Landesstelle für Baustatik ließ sich die Planung nicht mehr ändern und damit das Haus auch nicht erhalten.

Warum ist dieses Umdenken so schwer? War es in den vergangenen Jahrzehnten zu wenig gefragt, so daß der Aufbau einer Konzeption von der Substanz her und nicht auf abstrakte Normen hin weithin in Vergessenheit geraten konnte? Das ist sicher mühevoller, denn es bedarf dazu sorgfältiger Voruntersuchungen, eines behutsamen schrittweisen Vorgehens, das nicht vorgefaßte Planungsziele gewaltsam verfolgt, sondern den Möglichkeiten des Objektes nachspürt und versucht, die überlieferte handwerk-

liche Ausformung als ein heute nicht mehr reproduzierbares Kapital einzubringen in die neue oder verbesserte Nutzung. Ein hohes Maß an Einfühlungsvermögen, an handwerklich-konstruktivem Wissen, an geistiger Beweglichkeit ist dazu erforderlich, um die Planung den jeweils neuen Erkenntnissen, den guten und bösen Überraschungen im Zuge des Baufortschritts anzupassen.

Zu den apostrophierten Gewaltsamkeiten gehört auch das rigorose Herausschlagen der Gefachausmauerungen und Decken. Angeblich soll die Holzkonstruktion bloßgelegt werden, um alle, auch versteckte Schadensstellen aufzuspüren. Daß diese Skelettierung sich selbst zu einem weit größeren Bauschaden auswachsen kann, wird übersehen. Nicht nur kann dabei oft noch durchaus intakte Bausubstanz zerstört, sondern ein bauphysikalisch und statisch ausgewogenes Gesamtsystem vernichtet werden. Umfangreiche Absprüehungen folgen solchen Eingriffen meist auf dem Fuße, bis sich niemand mehr auf der Baustelle regen kann. Zwei Gründe stecken offenbar hinter dieser Freilegungspraxis: Zum einen eine modernistische Interpretation des Fachwerks als «Skelettbau», zum andern eine pauschal schlechte Meinung von Altbau, der grundsätzlich erst einmal auf seinen Rohbauzustand zurückgeführt werden müsse, bevor sich etwas Gescheites mit ihm anfangen ließe.

Wie ungerechtfertigt die Teilung der Bausubstanz in einen wertvollen Teil, das Holz, und in einen wertlosen, die Ausfachung, ist, zeigen allein schon die inzwischen an vielen Orten entdeckten Belege dafür, daß sichtbares Holzfachwerk durch auf den Putz gemaltes Fachwerk ergänzt wurde. Oft lassen sich historische Gefachbemalungen nicht nur am Äußeren, sondern auch im Innern der Häuser nachweisen. Auch die Entdeckungen ursprünglich bemalter Holzdecken häufen sich. Fachwerk und Gefachschließung müssen als Einheit gesehen werden, ob es sich um Bohlen, Flechtwerk mit Lehm oder Mauerwerk handelt. Daß derartige Befunde mit den heutigen technischen Möglichkeiten der Wärmedämmung nicht immer unter einen Hut zu bringen sind, liegt auf der Hand. Aber auch das zwingt noch keineswegs zur Zerstörung, denn Wärme war in früheren Jahrhunderten wahrscheinlich noch kostbarer als für uns.

Zu Abbrüchen oder Substanzverlusten kommt es also häufig, weil Häuser verlangte Normen oder Richtlinien nicht oder auch nur nicht ganz zu erfüllen vermochten. Weil die auf Standardisierung und Perfektionierung getrimmten Zielvorstellungen der Sanierungsbeteiligten nicht zu Rande kamen mit



dem alten Gemäuer, weil die Technologie des Neubaus übertragen wurde auf die ganz anders gartete Struktur des Baus früherer Jahrhunderte. Oder anders ausgedrückt: Der Abbruch als Folge mangelnder Flexibilität, fehlender Phantasie; als Folge mangelnden Vertrauens in handwerkliche Konstruktionen vergangener Zeiten, als Ergebnis fehlenden Mutes zur Eigenverantwortung. Dabei geben die Richtlinien, wenn man sie nur genau liest, oft einen viel größeren Spielraum her, als man glaubt. So gehen die Modernisierungsrichtlinien von in der Regel mindestens dreißig Jahren aus – nicht dreihundert Jahren, wie man aufgrund vieler,

auf ewige Wartungsfreiheit gehender Bauherrenwünsche meinen möchte. Und schließlich soll der im sozialen Wohnungsbau geforderte Standard angestrebt werden – er muß es nicht. Abweichungen aus örtlichen Verhältnissen und Zielvorstellungen heraus sind ausdrücklich gestattet. Ist der Abbruch womöglich nur der bequemste Weg? Alle diese Fragen zielen letztlich auf die innere Einstellung, das Bewußtsein derjenigen, die eine Sanierung planen und durchführen, die Wertvorstellungen derjenigen, die ein altes Haus besitzen. Diese zu entwickeln und zu fördern bleibt die vordringlichste Aufgabe aller, die der Altstadt mit ihrem Hausbestand eine Zukunft sichern wollen.

Das Hohenloher Freilandmuseum in Schwäbisch Hall-Wackershofen

Heinrich Mehl

Bei der grundsätzlichen Diskussion über die Alternative «Zentrales Freilichtmuseum oder Regionalmuseen?» im Land Baden-Württemberg hat Schwäbisch Hall eine führende Rolle gespielt. Der Haller Bürgermeister Erich Specht gehörte zu den entschiedenen Verfechtern der regionalen Lösung, im Hohenloher Bauernmuseum Schönenberg konnte Hall einen vielversprechenden Ansatzpunkt für ein Regionalmuseum bäuerlicher Kultur vorweisen. Als im Kabinett die Entscheidung gegen den Aufbau eines Zentralmuseums und zugunsten der vorhandenen bzw. geplanten regionalen Freilichtmuseen fiel, reagierte Schwäbisch Hall mit raschen Sach- und Personalbeschlüssen: Ein Trägerverein wurde gegründet, die Stadt stellte ein großes Gelände zur Verfügung und verpflichtete einen promovierten Volkskundler als wissenschaftlichen Leiter, einen Bautechniker und ein halbes Dutzend Facharbeiter als Museumsbautrupp. Während die Diskussion im Lande weiterlief, immer wieder neue Standorte für regionale Museen genannt und verworfen wurden, begann man im Hohenloher Freilandmuseum Schwäbisch Hall-Wackershofen mit Grundlagen- sowie Detailplanung und ab Spätherbst 1979 mit den praktischen Arbeiten. Nach drei Jahren Bauzeit soll das Museum im nächsten Frühjahr (1983) mit einem ersten Teilabschnitt eröffnet werden; dann werden den Besucher insgesamt dreizehn aufgebauete und eingerichtete historische Gebäude erwarten.

Von Schönenberg nach Wackershofen

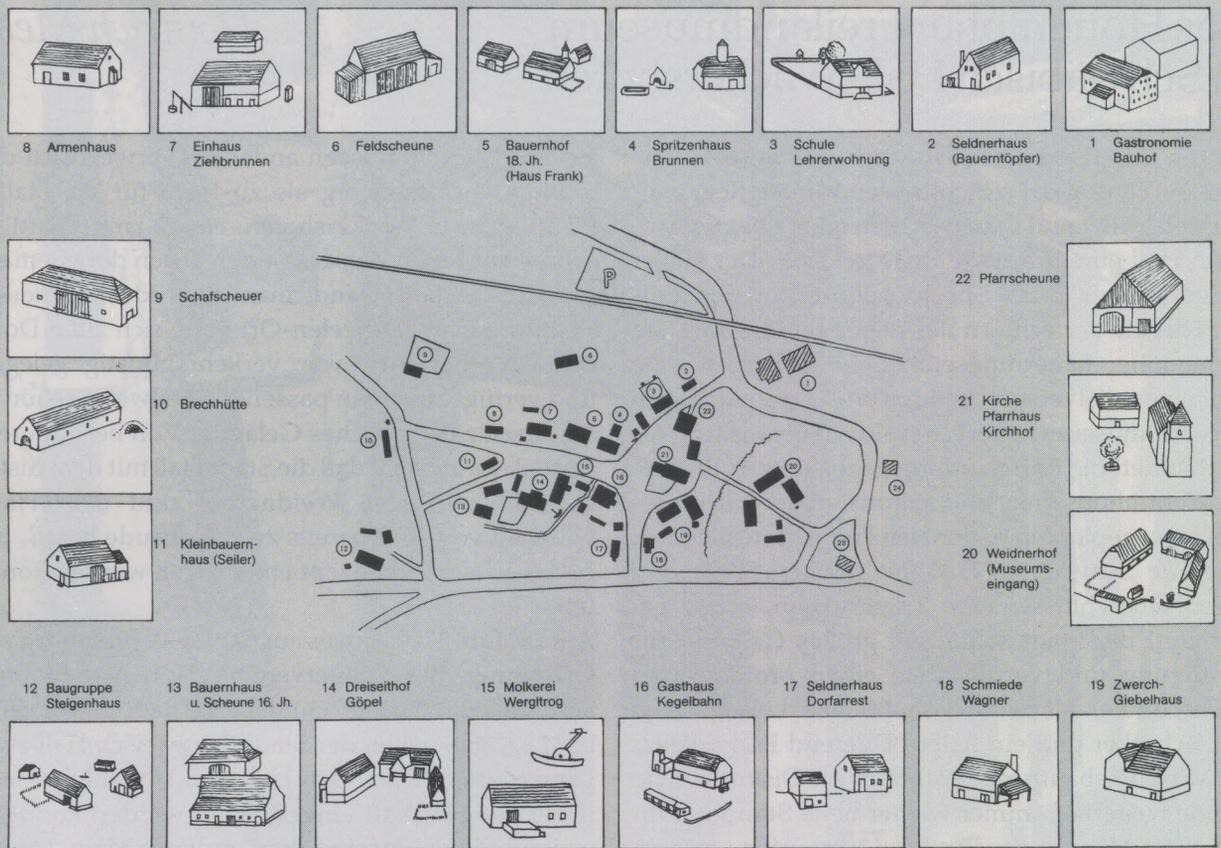
Keimzelle des Hohenloher Freilandmuseums ist das seit 1972 bestehende Bauernmuseum Untermünkeheim-Schönenberg. Diese in einem typischen Hohenloher Bauernhaus von 1838 untergebrachte große Sammlung von Arbeitsgerät und häuslichen Einrichtungsgegenständen aus dem nördlichen Württemberg der letzten 250 Jahre geht auf die Initiative des langjährigen Leiters des Hohenlohe-Zentralarchivs Schloß Neuenstein Dr. h. c. Karl Schumm zurück. Mit der praktischen Museumsarbeit beschäftigte sich in den 70er Jahren ein Sammler- und Freundeskreis um den Haller Bürgermeister Erich Specht, der in ehrenamtlichem Einsatz mit den Jahren ein Lokalmuseum aufbaute, das 1980 fast 25000 Besucher anzog und auch die Anerkennung der Museumsfachleute aus der Landeshauptstadt fand. Als sich die künftige Landesförderung für re-

gionale Freilichtmuseen andeutete, erwies sich der Standort Schönenberg als zu klein für die Haller Planungen. In Wackershofen, einem landschaftlich schön gelegenen Weiler vor den Toren der ehemaligen Reichsstadt, fand man den idealen neuen Standort: Der 100-Seelen-Ort hatte sich alten Dorfcharakter bewahrt, war verkehrsgünstig gelegen und verfügte über ein passendes, teilweise schon in Stadtbesitz befindliches Gelände. Von besonderem Vorteil erwies sich, daß die Stadt Hall mit dem historisch bedeutsamen Weidnerhof und dem Haus Sanwald von 1812 bereits zwei Gebäude besaß, die in das Museumskonzept einbezogen werden konnten.

Am 28. Juni 1979 kam es auf Schloß Waldenburg zur Gründung des Trägervereins Hohenloher Freilandmuseum. Bisher einmalig in Baden-Württemberg ist, daß neben der Stadt Schwäbisch Hall zwei Landkreise (Schwäbisch Hall und Hohenlohekreis) in die Trägerschaft eingebunden werden konnten; weitere Mitglieder sind der Landkreis Main-Tauber sowie fast alle großen Städte und Gemeinden des Einzugsbereichs. 1. Vorsitzender ist Halls Oberbürgermeister Karl-Friedrich Binder, 2. Vorsitzender Landrat Dr. Franz Susset (Hohenlohekreis), 3. Vorsitzender Landrat Dr. Roland Biser (Landkreis Schwäbisch Hall). Dem zehnköpfigen Vorstand steht ein Beirat aus Fachleuten der verschiedensten Disziplinen beiseite. Die Satzung sieht als Aufgabe des Vereins neben der Errichtung eines Freilandmu-

Das Bauernmuseum Schönenberg ist Keimzelle des Hohenloher Freilandmuseums. Im Herbst fand hier ein weithin bekanntes Backofenfest statt.





seums allgemeine Kulturarbeit im ländlichen Raum, Haus- und Familienforschung, Brauchtum- und Mundartpflege vor.

Die Besonderheiten von Wackershofen

Da Hall weithin durch seine traditionsreichen Freilichtspiele bekannt ist, entschied man sich beim Regionalmuseum früh für die Bezeichnung Hohenloher Freilandmuseum. Ein zweites Charakteristikum, durch das sich das Hohenloher Freilandmuseum von anderen geplanten Einrichtungen Baden-Württembergs abhebt, ist die Anbindung des Museums an ein lebendiges Dorf. Durch sehr viel Überzeugungsarbeit auf langen Diskussionen mit der Gemeinde konnte erreicht werden, daß Dorf und Freilandmuseum Wackershofen zu einer sinnvollen Einheit verschmelzen: Die Bauern werden auch in kommenden Jahren Felder und Wiesen im Museumsgelände bewirtschaften, das Museum bezieht die Flurwege der Ortschaft in sein Wegenetz mit ein, der 1838 erbaute Weidnerhof am Ortsrand – geplantes Ausstellungs- und Vortragszentrum des Freilandmuseums – ist als Klammer zwischen beiden Bereichen gedacht. In anderen wichtigen Bereichen wird es zu strenger Trennung kommen. Die Parkplätze des Museums liegen außerhalb des Ortes, getrennt von Dorf und Museum durch eine Bahnlinie;

der Besucher erreicht die historischen Bauten auf einem Fußweg, eine Umgehungsstraße wird den Verkehr um Wackershofen herumleiten. Um eine Beeinträchtigung des Dorfes durch Bauhöfe und Werkplätze zu vermeiden, wählte man als Museumsbauhof ein leerstehendes Fabrikgelände in Hall (ehemalige Baumwollspinnerei Held & Teufel), dessen umfangreiche Hallen, Werkstätten und Freiflächen für Magazin, Abbund- und Lagerplatz geeignet sind. Schließlich hat man den Ortsbürgern versprechen müssen, in Wackershofen kein Gasthaus einzurichten. Das hierfür vorgesehene Museumsgebäude «Haus Sanwald» nimmt nun lediglich eine Vesperstube für internen Gebrauch und besondere Gäste auf. Zusammen mit der restaurierten «Scheune Küstner», die als Magazin dient, ist das Haus Sanwald einziger Museumsstützpunkt in Ortsmitte.

Als besonderes Kapital des Hohenloher Freilandmuseums stellte sich bald die landschaftliche Vielfalt und Schönheit des Museumsgeländes heraus. Auf rund 30 Hektar, beginnend mit den ortsnahen Obstwiesen und endend am Rand der Waldenburger Berge, lassen sich die verschiedenartigsten Gelände-, Boden- und Bewuchsformen vorzeigen. Die Museumsverantwortlichen bemühen sich, historische Gebäude und Landschaft zu einer sinnvollen Einheit zusammenzufügen, die vom Besucher er-

lebar sein wird. Basierend auf einer ökologischen Standortkartierung, die die Fachhochschule Nürtingen erstellte (Prof. Friedrich Weller), und unter Einbeziehung der vorhandenen Bodennutzung und des gewachsenen Wegenetzes wurde ein Konzept entwickelt, das sich ganz an der Landschaft orientiert. Damit ist eines der wichtigsten Argumente für die Einrichtung regionaler Freilichtmuseen verwirklicht.

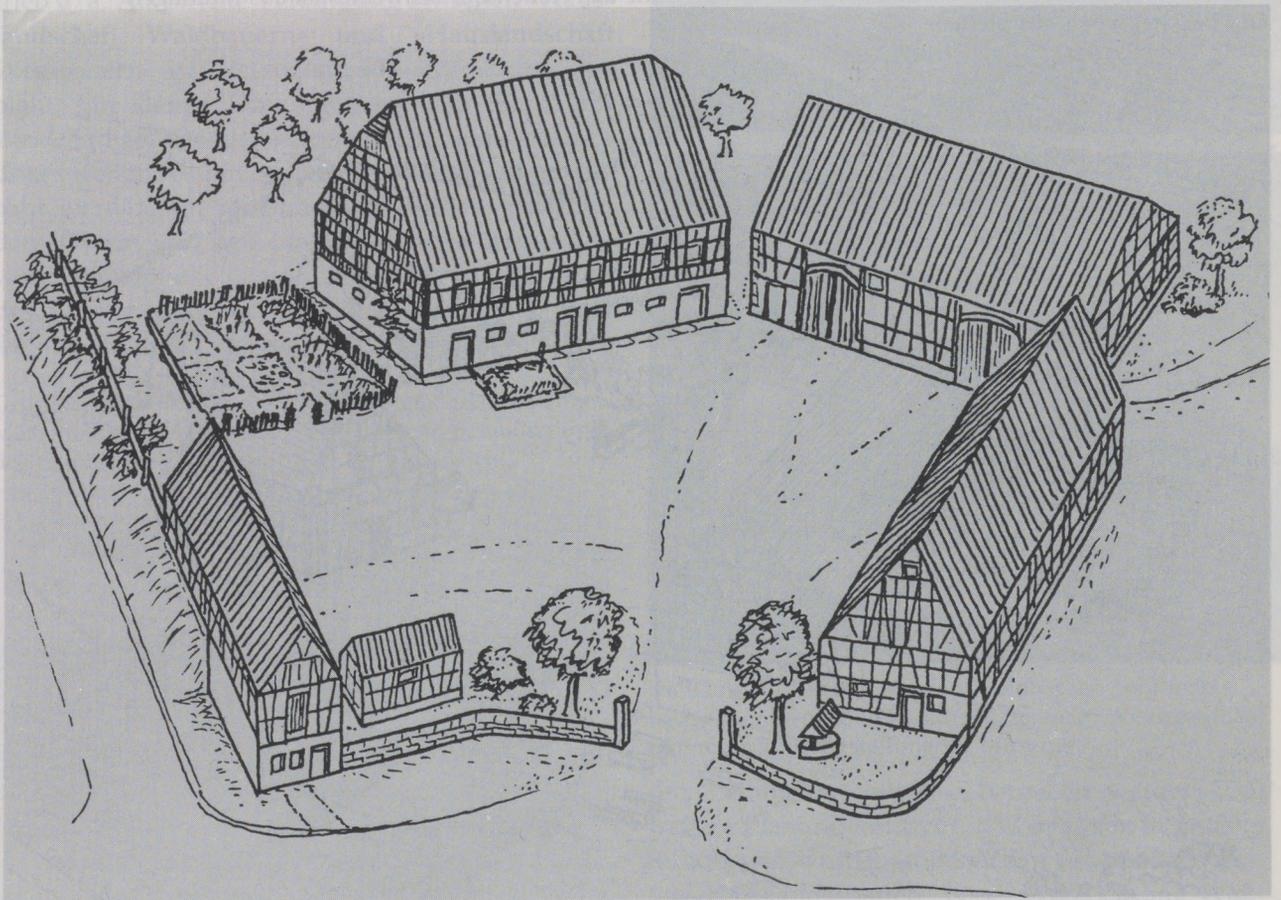
Da der Aufbau eines Museums historischer Gebäude besondere Kenntnisse und Methoden des Bauens verlangt, stellte das Hohenloher Freilandmuseum neben einem wissenschaftlichen Leiter auch einen hauptamtlichen Bautrupps ein. Unter der Führung eines in der Denkmalpflege erfahrenen Bautechnikers beschäftigen sich die museumseigenen Zimmerleute und Maurer seit nun über drei Jahren ausschließlich mit historischen Techniken (Fachwerkkabund, Aufrichten von Gewölbekellern, Bruchsteinmauern etc.). Die dabei gewonnene Erfahrung kann nun weitergegeben werden an die Kräfte der aus der freien Wirtschaft zugezogenen Firmen. Durch Abriss älterer Häuser hat sich das Museum ein großes Lager an altartigen Materialien zugelegt (behauene Sandsteine, Bruchstein, Alt-

Der Weidnerhof von 1838, ehemaliger Schultheißenhof am Ortsrand von Wackershofen, wird Vortrags- und Ausstellungszentrum des Freilandmuseums.



Im Herzen des geplanten «Hohenloher Dorfes» wird dieses Bauernhaus von 1794 aus Braunsbach-Elzhausen stehen. Ebenfalls im Aufbau (links) ein Kleintierstall.

holz, Biberschwanzziegel), aus dem heraus alle Ergänzungsstücke für Restaurierung und Rekonstruktion kommen. Daneben wurde eine Beispielsammlung alter Tore, Türen, Fenster, Treppen etc. angelegt, die die Vorbilder für neu zu arbeitende Hausdetails liefert.

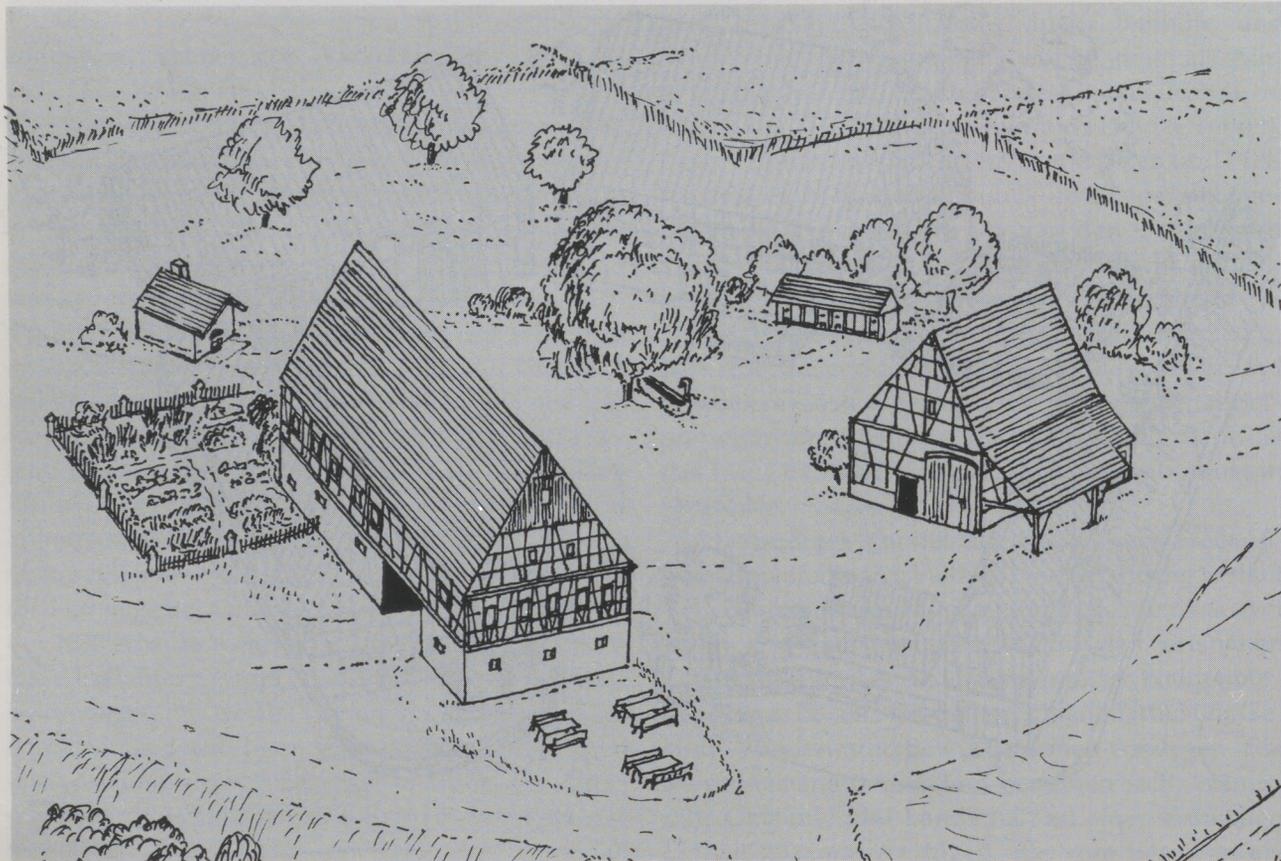


Das Konzept des Museums

Eine unter der Federführung des Landesmuseums durchgeführte vorläufige Einteilung Baden-Württembergs nach darstellungswerten Hauslandschaften setzt fest, daß im Hohenloher Freilandmuseum Haustypen aus den Landkreisen Schwäbisch Hall, Hohenlohekreis, Ostalbkreis, Main-Tauber-Kreis und aus Teilen der Landkreise Heilbronn und Rems-Murr dokumentiert werden sollen. Die praktische Museumsarbeit hat gezeigt, daß diese Einteilung weitgehend hypothetischer Natur ist und noch ausgiebiger Feldforschung bedarf. Die endgültige Festsetzung der Einzugsgebiete von Baden-Württembergs regionalen Freilichtmuseen wird erst nach Vorliegen einer umfassenden und durch Beispiele gesicherten Übersicht über die vielfältigen Hauslandschaften des Landes erfolgen können. Das Planungskonzept Wackershofen berücksichtigt diese Situation, ist detailliert in den gesicherten Bereichen und bleibt gleichzeitig offen für kommende Entwicklungen. Kernstück des Museums wird ein «Hohenloher Dorf» sein, das – in Ortsnähe Wackershofens auf einer ebenen Wiesenfläche gelegen – die Haus- und Hoftypen von Hohenloher Ebene und Hällischem Umland zusammenfaßt. Im Mittel-

punkt steht das sogenannte «Pfarrer-Mayer-Haus», ein zwischen 1650 und 1850 dominierender Typus des Wohn-Stall-Gebäudes, wie ihn der Kupferzeller Pfarrer Johann Friedrich Mayer in seinen Büchern beschrieb und propagierte (besonders im «Lehrbuch für die Land- und Hauswirte» Nürnberg 1773). Neben dem Hohenloher Großbauernhof sollen die Anwesen der Kleinbauern und Köbler gesetzt werden, neben Wohn- und Stallbauten die Wirtschaftsgebäude Scheune, Remise und Backhäuschen. Zum «Hohenloher Dorf» gehören ebenso die Gemeinschaftsbauten Kirche, Rathaus und Schule, Zehntscheune, Brechhütte und Waaghaus. Das Bemühen der Museumsverantwortlichen wird sein, bei aller Modellhaftigkeit der Gebäude und bei aller Zufälligkeit ihrer Sicherung doch möglichst geschlossenen Dorfcharakter zu erreichen. Dazu passen altartiger Dorfplatz und unbefestigte Wege, Bauerngärten, Hofbäume und ein Ring von Obstwiesen. – Der mittlere Teil des Museumsgeländes, erreichbar durch einen malerischen Hohlweg, weist eine hügelige, obstbaum- und heckenbestandene Landschaft auf, idealer Standort für Gebäude aus den Weinbaugebieten des Einzugsbereichs. Die hier geplante «Hauslandschaft Weinbauern» soll exemplarische Hof- und Haustypen aus den Weinbaugegenden

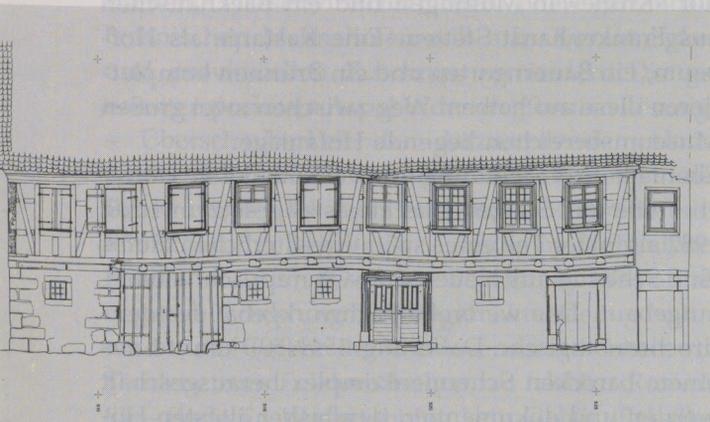
Das Steigengasthaus von Michelfeld, ergänzt von Scheune aus Hohensall, Schweinestall aus Mulfingen und Backhäuschen aus Stetten.



um Öhringen (von Eschelbach bis Waldbach) und Weinsberg (mit Löwensteiner Bergen), aus dem unteren Kochertal (von Ingelfingen bis Forchtenberg) und dem Taubertal darstellen. Anders als beim «Hohenloher Dorf» kann hier keine geographisch, historisch und sozial relativ geschlossene Baugruppe entstehen, es werden vielmehr Häuser von Weinbauern aus verschiedenen Gegenden kontrastreich nebeneinandergestellt. Bauten aus Hohenlohe-Franken werden sich zu einer Häuserzeile am Fuße eines geplanten Weinbergs fügen, der main-fränkisch geprägte Hof aus dem Taubertal wird davon deutlich abgesetzt entstehen. Eine Kelter am Beginn dieser Hauslandschaft ist «Eingangsbäude» und wirkt als Verbindung der Baugruppen.

Im oberen Teil des Museumsgeländes mit seinen Baum- und Buschzonen und dem Waldrand der Waldenburger Berge schließlich soll eine «Hauslandschaft Waldbauern» entstehen. Ähnlich dem Bereich «Weinbauern» finden hier Höfe, Häuser und einschlägige Einrichtungen aus den waldgeprägten Gebieten um das Hohenloher Freilandmuseum Platz, aus Mainhardter-, Murrhardter- und Welzheimer Wald vor allem. Denkbar ist hier die Darstellung historischer Formen des Waldbaus, die Errichtung von Forsthaus, Jägerhütte, Köhlereibetrieb u. a. Als direkte Verbindung zwischen «Hauslandschaft Waldbauern» und «Hauslandschaft Weinbauern» ist das sogenannte «Mühlental» geplant: Ein kleiner Staudamm in einer Senke am Waldrand soll Quellwasser sammeln, ein sich nach unten ziehendes Rinnsal zu einem Bachlauf ausgebaut werden. Im romantischen Tälchen zwischen dem Damm und den ortsnahen Wiesen kann sowohl eine typische Sägmühle des Welzheimer Waldes als eine Mahl- und Ölmühle aus Kocher- oder Jagsttal errichtet und mittels des aufgestauten Was-

Grundlage der Translozierung des Steigenhauses von Michelfeld war eine photogrammetrische Bauaufnahme des Landesdenkmalamtes. Hier die Hofansicht.



Die Gofmannskelter aus den Weinbergen bei Pfedelbach-Oberohrn; oben in situ, Mitte: beim Wiederaufbau, unten: nach Fertigstellung im Museum.

sers zumindest zeitweise betrieben werden. Die weitere Planung sieht vor, daß der Weg in großem Rundbogen, vorbei an Bereichen für künftige weitere Hauslandschaften, wieder in Richtung Wak-

kershofen führt und der Besucher auf seinem letzten Teilstück erneut die Häuser der Weinbauern und dann das ortsnahe «Hohenloher Dorf» vor Augen hat.

Zwei weitere besonders interessante Hausgruppen liegen in erster Planung vor. Zum einen denkt man an einen Museumsbereich «Ländliches Bauhandwerk», wo eine Handziegelei, eine Kalkgrube, eine Steinmetzhütte, ein dörflicher Abbundplatz u. ä. zusammengestellt werden. Man will hier einmal historische Bauten zeigen, zum anderen alte Bautechniken dokumentieren, die zugleich beim weiteren Aufbau des Museums eingesetzt werden können. Eine zweite geplante Gruppe soll einmal einen historischen Bahnhof mit Güterschuppen und weiteren typischen Nebengebäuden sowie Baden-Württembergs ältestes genossenschaftliches Getreidelagerhaus mit seiner technikgeschichtlich wertvollen Einrichtung (aus Kupferzell) zu einer Einheit zusammenfügen. Naheliegender Standort in Wackershofen ist der Platz an der Bahnlinie mit ihrem Bahnwärterhäuschen und der Schranke über die Ortsstraße.

Der praktische Museumsaufbau

Weiträumigkeit und Offenheit des Museumsgeländes in Wackershofen fordern eine sehr planvolle Verwirklichung des Museumskonzepts. Man versucht, ortsnahe Bauten vorzuziehen und erst in späteren Jahren ins obere Museumsgelände zu gehen, man will nach Möglichkeit isoliert liegende Einzelbauten vermeiden und dafür geschlossene Baugruppen formen. Ohnehin soll die lebendige Hofanlage als «Sachgesamtheit» mit Haupt- und Nebengebäuden, mit Miste, Garten, Brunnen, Hofbaum, Zäunen etc. im Mittelpunkt stehen, gedacht als Dokument historischer und sozialer Entwicklung und nicht als einzeln stehendes Architekturdenkmal. Zur Museumseröffnung 1983 werden drei solcher «Sachgesamtheiten» und zwei bis drei wichtige Einzelbauten besichtigungsreif sein.

Der 1838 am Ortsrand von Wackershofen erbaute Weidnerhof mit seinen drei Wirtschaftsgebäuden aus verschiedenen Jahrzehnten des 19. und 20. Jahrhunderts wird seit 1980 zur Sonderbaugruppe ausgebaut. Das repräsentative Wohn-Stall-Gebäude vom Typ «Pfarrer-Mayer» ist mit seinen Ställen im Sandstein-Erdgeschoß und dem Wohntrakt im Obergeschoß aus Fachwerk zeittypisch restauriert worden und wird teilweise originalgetreu eingerichtet, teilweise für Ausstellungen genutzt. Scheune I ergibt einen großen Ausstellungs- und Vortragsraum, in einer Barnzone sind ein Kassen-

raum und WCs eingerichtet. Scheune II nimmt die Museumsschreinerei, einen Werkraum für Metallarbeiten, ein Büro und Magazinräume auf. In der großen Remise werden Teile der umfangreichen Sammlung bäuerlicher Wagen und Schlitten ausgestellt. Bis das eigentliche Eingangsgebäude des Museums fertiggestellt sein wird, dient der Weidnerhof als Eingang; die Besucher betreten den Hof durch eine der Tennendurchfahrten von Scheune I und wenden sich dann zu den weiteren Baugruppen. Die Hofanlage wird beheizt und so auch im Winter als ein kulturelles Zentrum des Hohenloher Freilandmuseums dienen können.

Im Herzen des geplanten «Hohenloher Dorfes» liegt die Baugruppe «Haus Frank». Hauptgebäude ist ein stattliches Bauernhaus von 1794 aus Braunsbach-Elzhausen (ehemalige Besitzer: Familie Hermann Frank), das 1979 abgebaut und 1981/82 in Wackershofen wieder aufgebaut wurde. Ergänzungsbauten sind ein Kleintierstall des 18. Jahrhunderts aus Diebach (Translozierung 1982 abgeschlossen), eine Scheune aus Langensall (Abbau seit Herbst 1982) und ein Ausdinghaus, das 1983 noch ausgewählt und transloziert werden soll. Die gesamte Baugruppe, vervollständigt durch Bauerngarten und Miste, ergibt eine typische Hofanlage der Hohenloher Ebene, wie sie der Kupferzeller Pfarrer Mayer Ende des 18. Jahrhunderts so ausführlich beschrieben hat.

Am Rande des «Hohenloher Dorfes», am Fuß einer Anhöhe, die sich zum Bereich der geplanten «Hauslandschaft Weinbauern» hin fortsetzt, entsteht die Baugruppe Steigenhaus. Das Kerngebäude, ein Steigengasthaus mit den Baustufen 1620, 1750 und 1801, stammt von der Roten Steige bei Michelfeld, wo es 1979 abgebaut wurde. Mit seinem Gästestall, der großen Stube und dem Tanzsaal entspricht es dem im Hällischen häufigen Steigenhaus als Rastplatz und Umspannstation. Ergänzung des historischen Gasthauses ist eine Scheune des 18. Jahrhunderts aus Hohensall (Translozierung 1981 abgeschlossen), ein Schweinestall des 19. Jh. vom Gasthof «Krone» in Mulfingen und ein Backhäuschen aus Frankenhardt-Stetten. Eine Kastanie als Hofbaum, ein Bauerngarten und ein Brunnen kompletieren diese auf halbem Weg zwischen zwei großen Museumsbereichen liegende Hofanlage.

Ebenfalls in Verbindung zum «Hohenloher Dorf», aber wie das Steigenhaus etwas abgesetzt, wurde 1982 als erster Teil eines spätmittelalterlichen Hofes eine Scheune aus Neuenstein-Obereppach wieder aufgebaut. Das wertvolle Fachwerkgebäude (dendrochronologische Datierung 1549/50) konnte aus einem barocken Scheunenkomplex herausgeschält werden und dokumentiert den bisher ältesten Ho-

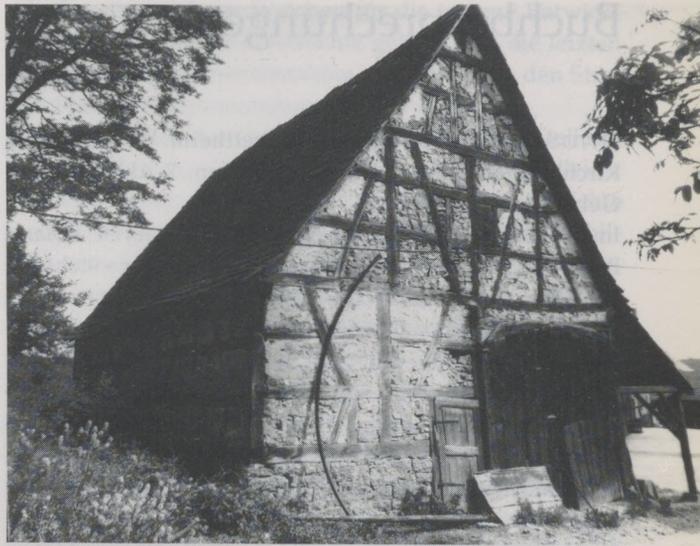
henloher Scheunentypus. Das dazugehörige Wohn-Stall-Haus aus dem 16. Jahrhundert muß in den kommenden Jahren noch gefunden oder rekonstruiert werden.

Als erstes Gebäude der geplanten «Hauslandschaft Weinbauern» ist eine alte Kelter nach Wackershofen transloziert worden. Die sogenannte «Gofmannskelter» aus den Weinbergen zwischen Pfedelbach-Oberrohrn und Baierbach war herrschaftliche Bannkelter, später in Gemeinde- bzw. Privatbesitz. Das um 1585 erbaute und um 1720 grundlegend renovierte Gebäude zeigt noch spätgotische Prägung und war einstmals mit zwei «bieth» – zwei großen Baumkellern – bestückt.

Ein Bauobjekt der Jahre 1982/83 wird die Sägmühle Schmidbügel werden, eine kleine Mühle des Welzheimer Waldes mit einem Sägegatter und einem unterschlächtigen Wasserrad. Künftiger Standort ist das «Mühlental», das sich derzeit in Vorplanung befindet. Arbeitsschwerpunkt der Jahre 1983–85 ist die Translozierung des historischen Gasthofs «Ochsen» aus Riedbach und seine Einrichtung als Eingangsbau des Museums. Schon abgebaut sind das Nebengebäude eines Hofes aus dem Mainhardter Wald (Finsterrot) und ein Tanzhaus des 18. Jahrhunderts vom «Falken» in Oberscheffach. Bereits im Museumsdepot liegt eine ländliche Kegelbahn aus Bieringen und die vollständige Einrichtung einer Mahlmühle aus Stöttlen-Regelsweiler. Die letztgenannten vier Objekte werden zu gegebener Zeit in passenden Baugruppen wieder aufgebaut.

Ausblick

Bei aller Genugtuung über eine klare Entscheidung zugunsten regionaler Freilichtmuseen sehen die Museumsverantwortlichen aus Hall und Hohenlohe auch die Gefahren der regionalen Lösung. Mit einer großzügigen Personalpolitik, mit Museumsbauhof und eigenem Winterbauzelt, mit langfristiger Planung unter Berücksichtigung auch von städteplanerischen, wasserwirtschaftlichen oder gartenbautechnischen Maßnahmen will man Kurzatmigkeit und provinziellen Zuschnitt vermeiden. Die genannten positiven Aspekte der «regionalen Lösung» – Überschaubarkeit der darzustellenden Haustypen, Landschaftsverbundenheit, Einsetzen der Erfahrung des lokalen Handwerks, Motivation der Menschen der Region etc. – finden im Hohenloher Freilandmuseum besondere Beachtung. Was oft als negative Erfahrung bei Regionalmuseen genannt wird – die Gefahr der Unwissenschaftlichkeit, die Tendenz zum Folkloristischen, zu falscher Romantik – findet in Wackershofen kein Gehör. Bei allen



Die Fotos zeigen die Scheune Hohensall am originalen Standort und nach Wiederaufbau im Museum. Die angewandte Technik der Versetzung in ganzen Wandteilen hat gute Ergebnisse gebracht.

eigenen Anstrengungen wünscht man sich ein engeres Zusammenrücken von Museen und Universitäten, strebt einen besseren Austausch von Fachinformationen zwischen den Freilichtmuseen des Landes an. Eine alte Forderung aus Hall ist der Ausbau der Tübinger Landesstelle für Museumsbetreuung zur echten Zentralstelle aller regionalen Freilichtmuseen. Erst dann könnten alle Informationen über Hausforschung und Translozierungstechniken wirkungsvoll zusammengefaßt und für die einzelnen Museen nutzbar gemacht werden. So besehen ist Schwäbisch Hall-Wackershofen als ein regionales Freilichtmuseum der ersten Stunde zugleich auch ein Befürworter einer zentralen Lösung, gedacht nun nicht als Häusermuseum, sondern als wissenschaftliche Forschungs- und Beratungsstelle der im Aufbau befindlichen Einzelmuseen.

Buchbesprechungen

OTTO STRÖBEL: **Die Männer von Brettheim**. Wettin-Verlag Kirchberg an der Jagst 1981. 52 Seiten, 7 Abbildungen. Geheftet

Im Geleitwort des Schwäbisch Haller Landrats Dr. Roland Biser – der Landkreis zeichnet als Herausgeber – steht der bemerkenswerte Satz: «Die Jugend verlangt eine Antwort auf alles, was damals geschah.» Wie groß müssen Verlegenheit, Schuldgefühl – oder Unaufrichtigkeit? – der älteren Generation sein, wenn es erst des drängenden Forderns der Jungen bedarf, um Publikationen wie diese zu veranlassen! (Als Lesebogen für die Schulen des Altkreises Crailsheim hat es diesen Text nämlich schon seit 1962 gegeben!)

Ende März 1945: die Front nähert sich Brettheim, Hitlerjungen kommen mit vier Panzerfäusten und wollen sich den anrückenden Amerikanern entgegenstellen. Sie werden von Brettheimer Bürgern entwaffnet und verjagt, weil diese fürchten, daß solch sinnloser Widerstand nur Gefahr bringen kann für ihr Dorf. Einer dieser Brettheimer wird verhaftet und in einer Farce von Gerichtsverhandlung zum Tode verurteilt. Bürgermeister und Ortsgruppenleiter weigern sich, das Urteil zu unterschreiben; sie werden ebenfalls zum Tode verurteilt; alle drei werden am 10. April 1945 an den Linden beim Eingang zum Brettheimer Friedhof erhängt. Das alles erzählt die schmale Schrift in schlichten Worten, Schritt für Schritt dem Ablauf der Ereignisse folgend, wie sie aus den Aussagen der Überlebenden zu rekonstruieren waren. Dabei werden die kleinen Ereignisse des alltäglichen Lebens in diesen letzten Kriegstagen nicht ausgelassen. So erst wird das Geschehen in seiner ganzen Unglaublichkeit erfassbar. Da braucht es kein überflüssiges Wort des Erklärens und Deutens: man wird unmittelbar konfrontiert mit der leeren Sinnlosigkeit, die am Ende dieses Krieges und dieser Epoche unserer Geschichte überdeutlich wurde. – Außer den drei Erhängten verloren noch 17 Zivilpersonen ihr Leben bei den letzten Kämpfen um und in Brettheim, der Ort wurde zu 85 Prozent zerstört.

Johannes Wallstein

DIETER KAUSS: **Juden in Jebenhausen und Göppingen 1777 bis 1945**. Zu einer Ausstellung des Archivs und Museums der Stadt Göppingen. (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Göppingen. Band 16.) Göppingen 1981. 59 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Geheftet

Allmählich schließen sich die letzten Publikationslücken, eines der wichtigsten, eines der schändlichsten Kapitel jüngerer Geschichte wird nun – spät – doch noch aufgearbeitet Ort für Ort: die Geschichte der Judenverfolgung, die ja nicht nur die verbrecherischen Anordnungen und Taten der Nazi-Herrschaft verzeichnen muß, sondern auch die ungeheuerlichen Vorgänge an jedem einzelnen Ort, wo Nachbarn und Mitbürger zu Ausgeschlossenen und Verfemten, zu Gequälten, Verfolgten und Gemordeten wurden – unter den Augen und weithin mit schwei-

gender Duldung durch die nichtjüdischen Mitbürger und Nachbarn. Bezeichnend, daß in Göppingen Anlaß zu Untersuchung und Darstellung eine Ausstellung gewesen ist, die «vor allem von seiten der Schulen» gewünscht worden war: eine jüngere Generation will nun endlich eindeutige Antworten haben auf ihre Fragen. Die können im Falle Jebenhausen/Göppingen vielleicht besonders deutlich und beispielhaft gegeben werden, weil diese lokale Entwicklung typisch ist für eine ganze Reihe von vergleichbaren Entwicklungen. Der Verfasser hat sich alle Mühe gegeben, diese Antworten zusammenzutragen und verständlich darzustellen. Hilfreich ist dabei für den heutigen Leser, daß auch die wichtigsten Informationen über das religiöse Leben der Juden mitgeteilt werden, das heute ja wohl nur noch wenigen aus eigener Anschauung und nachbarschaftlichem Erleben vertraut oder wenigstens bekannt ist.

Erkennbar ist auch in Göppingen eine für dieses Thema typische Schwierigkeit konkreter, handfester Darstellung: es ist kaum möglich, an Zeugen jener Jahre – von denen ja nicht wenige noch unter uns leben – heranzukommen und sie zum Reden zu bringen. – Man hätte dem Autor vielleicht etwas mehr Zeit und Raum geben sollen zu einer ausführlichen Dokumentation der Einzelschicksale einstiger jüdischer Mitbürger, wie sie vielen vergleichbaren Darstellungen erst den Charakter von bewegenden Gedenk- und Mahnbüchern gibt. (Die irrtümliche Notiz «schon am 28. 10. 1938 nach Auschwitz deportiert» sollte bei einer Neuauflage korrigiert werden.)

Johannes Wallstein

ANTON LAUBACHER: **Gelebte Caritas**. Das Werk der Caritas in der Diözese Rottenburg-Stuttgart. Konrad Theiss Verlag Stuttgart. 1982. 414 S., zahlr. Abbildungen, DM 59,- Die Gründung des Caritasverbandes für Württemberg geht auf das Jahr 1918 zurück. Damit wurde auch hier – nachdem zwanzig Jahre zuvor in Freiburg der Deutsche Caritasverband gegründet worden war – das christlich motivierte soziale Engagement «gleichsam institutionalisiert», wie Bischof Dr. Georg Moser in seinem Geleitwort anmerkt. Das Spektrum dieses sozialen Engagements ist weit gespannt: neben eigenen Heimen und Einrichtungen in jedem Landkreis – mit der Höchstzahl von 229 im Ostalbkreis – ist der Caritasverband eine Dachorganisation für zahlreiche ihm kooperativ angeschlossene Verbände, Organisationen und Einrichtungen, die er fachlich berät und offiziell nach außen vertritt.

Dieser mit zahlreichen Fotos ausgestattete Band schildert umfassend die Geschichte des Caritasverbandes und seines Tätigkeitsbereiches. Die aus zahlreichen Quellen zusammengetragenen und aus persönlicher Kenntnis verfaßten Ausführungen – der Autor war von 1946 bis 1979 hauptamtlicher Mitarbeiter des Caritasverbandes für Württemberg und von 1970 bis 1980 Mitglied des Diözesanrates des Bistums Rottenburg-Stuttgart – geben aber

auch einen Einblick in die Not, die in der jüngsten Vergangenheit geherrscht hat, und die bis in die Gegenwart reicht.

Werner Frasch

PETER LAHNSTEIN: **Die unvollendete Revolution 1848–1849.** Badener und Württemberger in der Paulskirche. Verlag W. Kohlhammer Stuttgart 1982. 259 Seiten, 49 schwarz-weiße, 16 farbige Abbildungen. Leinen DM 59,-.

Die Ausgangslage der revolutionären Stimmung in Deutschland, die schließlich zum Zusammentreten der deutschen Nationalversammlung in der Frankfurter Paulskirche am 18. Mai 1848 und zum Gesetz über die Grundrechte des deutschen Volkes vom 27. Dezember 1848 führte, war in den einzelnen Ländern recht unterschiedlich. Selbst in den benachbarten Staaten Baden und Württemberg zeigt sich in dieser Hinsicht kein einheitliches Bild. In Baden entlud sich die Unzufriedenheit über die Verhältnisse in spontanen Aktionen der Bevölkerung. Die aufrührerischen Bauern wandten sich vor allem gegen standesherrliche Einrichtungen und Beamte; Höhepunkte der Ereignisse waren Revolten im März 1848. In Württemberg verliefen die Ereignisse dagegen weniger radikal; hier hatte bereits im Januar 1848 eine Bürgerversammlung in Stuttgart demokratische Forderungen erhoben.

Die aufgebrachte Situation im Frühjahr des Jahres 1848 war das Ergebnis einer langen Entwicklung: die zersplitterten landesherrlichen Territorien gehören ebenso dazu wie der noch lange nicht überwundene feudalistische ständeherrliche Staat, eine reaktionäre, freiheitsfeindliche Politik in der Folge der «Karlsbader Beschlüsse», Hungersnöte durch mehrere Mißernten, aber auch das immer mehr zunehmende Proletariat als Ergebnis veränderter Produktionsbedingungen machte sich bemerkbar. Schließlich kam die Revolution in Paris am 24. Februar 1848 als zündender Funke hinzu – und die Angst vor einem Krieg mit Frankreich. Ohne dieses Geschehen hätte es, wie der Tübinger Historiker Rudolf Stadelmann feststellte, «in diesem Zeitpunkt keine revolutionäre Psychose, keine Märzministerien und keine Nationalversammlung in Deutschland gegeben».

Bereits am 12. Februar 1848 hatte der Abgeordnete Bassermann – die Stimmung im Volk spürend – in der Zweiten badischen Kammer eine Vertretung des deutschen Volkes beim Bundestag gefordert. In der Tat verstanden es die liberalen und demokratischen Abgeordneten in den Länderparlamenten bald, die revolutionären Bestrebungen aufzufangen und sie gleichsam in die geordneten Bahnen der späteren Nationalversammlung zu kanalisieren. An dieser, vom Volk gewählten verfassungsgebenden Versammlung hatten die Badener und Württemberger erheblichen Anteil, und zwar nicht nur an den späteren Beratungen, sondern bereits und vor allem am Zustandekommen dieses Parlaments. So geht die berühmte Heidelberger Versammlung am 5. April 1848 auf eine Initiative des Badeners Itzstein und des Württembergers Römer zurück. Der daraufhin gebildete Siebener-Aus-

schuß stellte wichtige Weichen für die weitere Entwicklung. Zur Tragik der Geschichte gehört, daß die letzten Reste der Nationalversammlung im Juni 1849 in den Straßen Stuttgarts auseinandergetrieben wurden.

Peter Lahnstein beschränkt sich in seiner Darstellung nicht auf die Jahre 1848 und 1849, wie der Titel vielleicht nahelegen mag. Er bezieht ausführlich die Geschichte Deutschlands seit dem Wiener Kongreß ein. Dabei schildert er nicht nur die politischen Vorgänge, sondern vermittelt auch ein anschauliches Bild von den allgemeinen Lebensverhältnissen und vom geistigen Bewußtsein der Zeitgenossen. Unterstrichen werden die kenntnisreichen Ausführungen durch zahlreiche zeitgenössische Abbildungen.

Im Mittelpunkt stehen das erste Deutsche Parlament und vor allem der Anteil, den Badener und Württemberger dazu geleistet haben. Die beiden Länder waren mit rund fünfzig Abgeordneten in der Paulskirche vertreten. Zwölf von ihnen werden in Lebensbildern vorgestellt. Darunter finden wir Friedrich Daniel Bassermann, Robert Mohl, Friedrich Theodor Vischer und – natürlich – Ludwig Uhland sowie Friedrich Hecker, obwohl letzterer sein Mandat nur im Vorparlament ausüben konnte.

Das Schwergewicht der Schilderungen der manchmal verwirrenden Vorgänge liegt auf dem Zustandekommen und der Vorgeschichte des Parlaments; auch werden die Arbeitsbedingungen und die Atmosphäre ausführlich behandelt. Vermißt werden dagegen etwas die Inhalte, um die es ging. Daß in Frankfurt immerhin «Grundrechte des deutschen Volkes» verkündet wurden, erwähnt der Autor eher beiläufig, dabei zeigt sich gerade an ihnen, wie fortschrittlich die Paulskirchenverfassung war und weshalb sie – vielleicht – letztlich scheitern mußte. Denn einige der vom Volk «mit Sang und Klang» begrüßten und wenige Jahre später für lange Zeit wieder aufgehobenen Rechte lauten: Die Freiheit der Person ist unverletzlich (§ 138). Vor dem Gesetz gilt kein Unterschied der Stände. Der Adel als Stand ist aufgehoben. Alle Standesvorrechte sind abgeschafft. Die Deutschen sind vor dem Gesetze gleich (§ 137). Die Deutschen haben das Recht, sich friedlich und ohne Waffen zu versammeln; einer besonderen Erlaubnis dazu bedarf es nicht (§ 161).

Werner Frasch

KARL MORS: **Hechingen und Zoller-Burgen in alten Ansichten.** Ein Streifzug in die Vergangenheit einer Stadt. Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1982. 132 Seiten, 133 z. T. farbige Abbildungen. Leinen DM 38,-

Wohlthuend hebt sich diese Publikation ab von vielen modischen Sammlungen alter Ansichten, die sich besonders gern an Postkarten halten – und damit an einen doch recht knappen Ausschnitt der Vergangenheit – und die Kommentierung meist auf wenige, oft recht informationsarme Bildunterschriften beschränken. Der Untertitel sagt es deutlich, daß hier mehr angestrebt wird. (Aber warum nicht ein Streifzug *durch* oder ein Ausflug *in* die Geschichte?) Nur kann einem solch Anspruch schon ein wenig das Konzept verderben, weil man zum Beispiel meint, den römischen Gutshof von Stein mit einbeziehen zu müssen

oder die partnerschaftlichen Beziehungen zu Joué lès Tours, Potsdam und Oels. Überhaupt mag nicht jedem Leser eine gewisse Unentschiedenheit gefallen: mal sieht er sich mit alten (aber nicht etwa immer räumlich geordneten oder chronologisch dargebotenen) Ansichten konfrontiert, dann wieder sieht er sich unvermittelt eingeladen zu Streifzügen durch die nicht immer auch in Bildern präsente Geschichte. Anderen jedoch mag gerade diese Mischung konvenieren, auch wenn dabei gelegentlich die Korrespondenz zwischen Bild und Text erst durch Hin- und Herblättern nachvollzogen werden kann und die Mitteilungen aus dem historischen Umfeld gelegentlich recht gerafft – wenn nicht verkürzt – sind. (So zum Beispiel, wenn die Adresse des Norddeutschen Reichstags vom 24. 9. 1867, überbracht von dessen Präsident Simson am 3. 10. 1867 – in der Form eingebracht wird, «daß . . . der Präsident . . . dem König . . . die Kaiserwürde angetragen hat»). Nicht ganz konsequent scheint es auch zu sein, daß zwar die eine oder andere bekannte alte Darstellung – und sicher eine gute Zahl, die man noch darüber hinaus hätte aufspüren können! – in diesem Bande nicht auftaucht, dafür aber ohne Not eine nicht geringe Zahl von neueren und neuesten Fotografien. – Man möge aus solchen Anmerkungen keine Vorwürfe gegen den Autor heraushören: der Klappentext weist ihn u. a. als Mathematiker, Naturwissenschaftler und Mediziner aus. Ein Verlag, der deutlich zu erkennen gibt, daß er sich als Förderer und Vermittler landeskundlicher Literatur profilieren möchte, hätte hier erweisen können, welche Hilfe das fachlich versierte Lektorat leisten kann und sollte.

Johannes Wallstein

PETER BLICKLE: **Deutsche Untertanen.** Ein Widerspruch. Verlag C. H. Beck München 1981. 160 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Broschiert DM 28,-

Deutsche Geschichte «von unten» zu schreiben, das heißt: nicht aus der Perspektive der Herrschaften und Führungsschichten, sondern aus jener der Beherrschten, wurde in letzter Zeit mehrfach versucht, nicht nur im anderen Teil Deutschlands, auch in unserem, sogar in Bestsellerart. Wenn das in der Absicht einer bewußten «Gegengeschichte» geschieht, als Anklage gegen die Mächtigen und mit Bedauern für die Masse der Geschichte Erleidenden, so mag die Motivation dazu löblich sein und das Ergebnis, eingänglich dargestellt, Aufsehen erregen, aber diese Grundhaltung allein ersetzt noch nicht die wissenschaftliche Methode. Das vorliegende Buch hingegen ist mit den traditionellen Mitteln historischer Quellen- und Literaturkritik erarbeitet, gibt sich nicht als Antimonographie und begründet doch beachtenswerte Thesen für eine «erweiterte Interpretation der deutschen Geschichte», wenn auch in anderer Richtung als jene literarischen Gegenmodelle.

Peter Blickle gibt darin eine Art Zusammenfassung seiner bisherigen Forschungen über den «gemeinen Mann», die Leibeigenschaft und den Bauernkrieg. Das Ergebnis ist, daß der Begriff «Untertan», wie er seit dem 19. Jahrhundert in der Literatur gebraucht wird, nämlich Servilität und Verantwortungsscheu beinhaltend, sich mit dem rea-

len Untertan des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit nicht deckt. Blickle lenkt das Augenmerk auf das Dorf, das nicht nur vom Staat beherrschte unterste Verwaltungsinstanz war, sondern Eigenleben entwickelte und vieles selbst regelte. Das Dorf als korporativ-genossenschaftlicher Verband mit einer gewissen Autonomie war sogar imstande, untere staatliche Funktionen (der Verwaltung, Polizei, Gerichtsbarkeit) wahrzunehmen. Jeder Hausbesitzer hatte die Möglichkeit, aktiv am Leben und an den öffentlichen Funktionen des Dorfes teilzunehmen. Die innerdörfliche Organisation fügte sich – wie die der Stadt – im Grunde nicht in die feudale Struktur der Zeit, sondern trug republikanische Züge. Blickle spricht vom «Kommunalismus» als einer wesentlichen Erscheinung neben dem Feudalismus, ja als einer Konkurrenz dazu.

Darüber hinaus weist er nach, daß in einer Reihe von Territorien die Untertanen in den Landständen vertreten, also «auf territorialstaatlicher Ebene» repräsentiert waren und dabei ihre Interessen zum Ausdruck bringen konnten. Die Grafschaft Tirol beschreibt er als Typ eines mittelgroßen Territoriums mit einer solchen, die Untertanen einbeziehenden landständischen Verfassung, die Abtei Kempten als Typ einer kleineren Herrschaft. Wenn man den Deutschen vorgeworfen hat, sie seien in ihrer Geschichte weniger als andere zum Aufbegehren, zum Revolutionieren fähig gewesen, so kann man bei Blickle nachlesen, daß es zwischen 1300 und 1800 etwa 250 städtische und 130 ländliche Revolten gegeben hat. Sie führten in den meisten Fällen zwar nicht zum vollen Erfolg, aber auch nicht zur totalen Niederlage, sondern zu Kompromissen – was auch für die große Revolution des Bauernkriegs gilt. Die Untertanen als Gesamtheit waren für Blickle, und er kann sich dabei auf westeuropäische Forscher berufen, nicht nur «Objekt der Geschichte», sondern ein relevanter Faktor. Er schließt sein Buch mit Justinus Kerners Gedicht über jenen Landesherrn, der sich pries, sein Haupt kühnlich jedem Untertanen in den Schoß legen zu können.

Im Blick auf die württembergische Geschichte kann man den Ergebnissen Blickles, die er selbst zunächst als Thesen verstanden wissen will, weithin zustimmen, vor allem dem, was er als «Kommunalismus» beschreibt. Was die landständische Vertretung der Bauern betrifft, kann aber Württemberg nicht ohne weiteres dem Typus Tirol zugeordnet werden (S. 75). Überhaupt scheint Tirol eher Ausnahme als ein repräsentativer Fall zu sein. Dafür verdiente das «Amt» (Oberamt), das ja wie das Dorf nicht nur staatliche Lokalbehörde, sondern auch kommunale Organisation (mit Amtsversammlung, Amtspflege usw.) war, mehr Beachtung. Fraglich erscheint es auch, das Bauernlegen und die Erbuntertänigkeit in Ostdeutschland in unmittelbaren Zusammenhang mit Luthers Obrigkeitslehre zu bringen (S. 131). Eine plausiblere Erklärung erscheint die von Blickle selbst an anderer Stelle geschilderte starke Stellung des Adels in den Landständen östlicher Territorien zu sein (S. 43 ff.).

Neben den interessanten, weiterführenden Thesen Blickles ist seine Definitionsfreudigkeit, seine die Sachverhalte einprägsam formulierende Diktion hervorzuheben. Wer

sich mit der Lage und den politischen Möglichkeiten des einfachen Mannes in der deutschen Geschichte beschäftigen will, mit der historischen Bedeutung der übergroßen Bevölkerungsmehrheit, mit dem Wirkungsspielraum unserer Vorfahren, dem sei dieses Buch empfohlen.

Hans-Martin Maurer

GERHARD FRITZ: Kloster Murrhardt im Früh- und Hochmittelalter. Eine Abtei und der Adel an Murr und Kocher. (Forschungen aus Württembergisch Franken, Band 19.) Sigmaringen: Jan Thorbecke Verlag 1982. 178 Seiten mit 7 genealogischen Tafeln und 6 Kartenzeichnungen. Leinen DM 44,-

Jeder Eingessene und viele Fremde, die in unser Land kommen, kennen Kloster Murrhardt. So bekannt es auch ist, vor allem wegen der baulichen Kostbarkeit der spätromanischen Walterichskapelle, so wenig aufgeheilt war bisher die Geschichte dieses einstigen, in der Reformationszeit aufgehobenen Klosters. Oder, um es mit den nüchternen Worten des preisgekrönten Verfassers – er erhielt 1979 einen Preis für besondere wissenschaftliche Leistungen von der «Vereinigung von Freunden der Universität Stuttgart» – auszudrücken: «Eine größere Arbeit fehlte» bisher.

Sie fehlt jetzt, nachdem dieses Buch erschienen ist, nicht mehr, denn zumindest zwei Drittel der gesamten Klostergeschichte können nunmehr als aufgeheilt gelten. Trotz der ungünstigen Quellenlage – aus der Frühzeit gibt es nur eine Schenkungsurkunde Konrads II. von 1027 und die älteste, bisher bekanntgewordene Urkunde eines Murrhardter Abtes um 1182 – hat Gerhard Fritz ein in sich recht stimmiges Bild der Entwicklung entworfen. Da steht als wesentlichster Ertrag der Arbeit am Anfang die Sippe der Walteriche, die einer Adelsschicht zugehören, welche Güter um das bayerische Kloster Schäftlarn und im Dreieck zwischen Neckar, Kocher und Jagst besaß. Diese Walteriche wurden Förderer der karolingischen Klosterpolitik (wobei Fritz auch einmal von «illegitimen Söhnen» des Königshauses spricht) und führten eine enge Verbindung zu benediktinischen Zentren am Main (Neustadt) und im Bodensee (Reichenau) her. Auf die Reichenau führt auch der Weg, wann man an Murrhardts «Spezial»-Patron, den hl. Januarius, denkt.

Sieht man die Dinge so, dann kann Murrhardt aber nicht mehr isoliert in einem vorwiegend noch unbesiedelten Schwäbischen Wald stehen. Es hat jetzt einen neuen Stellenwert gewonnen. Ellwangen und Herbrechtingen, engere oder weitere Nachbarn, tauchen auf, Stützpunkte der karolingischen Aufmarschpolitik gegen den Osten, besonders gegen die Bayern. So ist auch das Gründungsdatum zwischen den Jahren 753 und 768 zu interpretieren. In diesem «Windschatten der politischen Dynamik» ragt die Figur des später als Seligen anerkannten Walterichs heraus, der ursprünglich für kurze Zeit Abt in Neustadt/Main gewesen war. Die permanente Einmischung des Königs und die zeitweilige Gängelung durch den Würzburger Bischof stehen auch über seinem in Murrhardt beschlossenen Leben. Dieser Walterich wird lange nach seinem Tode für das Kloster Murrhardt wieder inter-

essant, weil er, nachdem er als Seliger eingestuft worden war, eine Wallfahrt nach dort zog, die für finanziellen Aufschwung sorgte. Dies aber waren wiederum die Voraussetzungen, daß die Abtei im Hochmittelalter, sprich: der Stauferzeit, solche Bauten wie etwa die schon genannte Kapelle erstellen konnte.

Dies aber führt zu einem neuen, hier nur mehr andeutungsweise anzugebenden Kapitel, der Stellung Murrhardts im Investiturstreit. An den romanischen Türmen der Klosterkirche wird deutlich, daß Beziehungen baulicher Art mit Hirsau vorhanden waren. Aber waren diese Verbindungen nur baulicher Art? Das ist nicht anzunehmen. So scheint, nach Fritz, Murrhardt um 1080 hirsauisch reformiert worden zu sein. Das weist wiederum in einen engen Konnex mit den Grafen von Calw, die in diesem Raum von alters her begütert waren.

Der Ertrag dieses Buches ist nach allen Seiten hin groß. Schwäbische Kirchen- und vor allem Klostergeschichtsschreibung wird an ihm nicht mehr vorbeigehen können. Wolfgang Irtenkauf

PANKRAZ FRIED, Herausgeber: Bayerisch-schwäbische Landesgeschichte an der Universität Augsburg 1975–1977. Vorträge, Aufsätze, Berichte. (Augsburger Beiträge zur Landesgeschichte Bayerisch-Schwabens, Band 1.) Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1979. Kartiert DM 38,-

Mit den «Augsburger Beiträgen zur Landesgeschichte Bayerisch-Schwabens» hat die Schwäbische Forschungsgemeinschaft bei der Kommission für bayerische Landesgeschichte eine neue Schriftenreihe eingerichtet, die im wesentlichen von der Universität Augsburg getragen und von dem dortigen Professor Pankraz Fried redigiert wird. Der Schwerpunkt dieser neuen (siebten!) Reihe zur Geschichte Bayerisch-Schwabens soll auf der historischen Landesforschung liegen: in ihr sollen grundsätzliche methodische Beiträge, Untersuchungen aus dem bayerisch-schwäbischen Gebiet und Studien, die verschiedene politische oder geographische Räume miteinander vergleichen, veröffentlicht werden.

Der erste Band umfaßt zehn Aufsätze, die einen hervorragenden Eindruck der Möglichkeiten, Methoden und Ansätze landeshistorischer Forschung vermitteln. Hans Patze zeigt die «Probleme der Landesgeschichte in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft» auf (S. 9–26); Andreas Kraus nimmt Stellung zu Neuerscheinungen des letzten Jahrzehnts, die dem Thema «Die Herkunft der Bayern» gewidmet sind (S. 27–46); Pankraz Fried beschäftigt sich mit der «Entstehung und frühen Geschichte der alamannisch-bairischen Stammesgrenze am Lech» (S. 47–67); Walter Groos teilt seine «Beobachtungen zum römischen Augsburg» mit (S. 68–82); Georg Kreuzer untersucht die «Hoftage der Könige in Augsburg im Früh- und Hochmittelalter» (S. 83–120); Rolf Kießling weist am Beispiel Augsburgs nach, wie der «Bürgerliche Besitz auf dem Land» geradezu ein «Schlüssel» zum Erschließen der «Stadt-Land-Beziehungen im Spätmittelalter» ist (S. 121–140); Wilhelm Liebhart geht auf «Die spätmittelalterliche, landesherrliche Marktgründungspolitik in Ober-

und Niederbayern» ein (S. 141–153); Peter Lengle stellt das «Gottberatbuch» des Heiliggeistspitals in Augsburg als spätmittelalterliche, sozialgeschichtlich interessante Quelle vor (S. 153–162); Rainer A. Müller stellt die «wirtschaftlichen und sozialen Probleme» der 1551 gegründeten Universität Dillingen im ersten Jahrhundert ihres Bestehens dar (S. 163–192); ein zeitgeschichtliches Thema bearbeitet Reinhold Hagenmüller in seinem Beitrag «Ein Vierteljahrhundert Bezirkstag von Schwaben 1954–1978» (S. 193–200).

Den Band schließen zwei Tätigkeitsberichte von Pankraz Fried über das Fach «Bayerische Landesgeschichte» an der Universität Augsburg und von Eduard Nübling über die Schwäbische Forschungsgemeinschaft bei der Kommission für bayerische Landesgeschichte.

Wilfried Setzler

WOLFGANG MÜLLER, Herausgeber: **Das Fürstentum Liechtenstein.** Ein landeskundliches Porträt. (Veröffentlichungen des Alemannischen Instituts Freiburg i. Br., Nr. 50.) Konkordia Verlag Bühl 1981. 271 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Leinen DM 42,-

Das Fürstentum Liechtenstein ist nicht nur ein Land der Briefmarken, Briefkastenfirmen und des höchsten Brutto-sozialprodukts in Europa, sondern auch eine historische Landschaft, welche in die Geschichte unseres alemannischen Stammes eingebunden ist. Und dies sogar auf zweifache Weise: die zweite Einwanderungswelle, die der Walser, bringt seine alemannische Blutzufuhr im hohen Mittelalter. Damit wird das Land geprägt von einer Urbevölkerung, einem ersten und einem zweiten alemannischen Siedlungsabschnitt, dessen Jahrhundertringe man heute noch an Ort und Stelle sehen und erfahren kann. Somit sind alle Publikationen willkommen, die sich mit diesem Land, das manche vollkommen falsch als «Operettenstaat» einstufen, beschäftigen, vor allem jedoch solche, die nicht nur mit den repräsentativen Glanzfotos prunken. Das vorliegende Buch bringt keine «Geschichte Liechtensteins», sondern gibt Vorträge wieder, die im Alemannischen Institut gehalten wurden. Jeder aufmerksame Leser wird sich bald belehren lassen müssen, daß die Geschichte dieses Ländchens, dessen Einwohnerzahl die einer mittleren Kleinstadt nicht übersteigt, doch unendlich viel komplexer ist, als man vermuten würde.

Unstreitig der wichtigste Beitrag stammt von Volker Press, der von den Quellen her sicher unterbaut über jenen Abschnitt handelt, der vor dem Auftreten des heutigen Fürstengeschlechts sich ereignete. Es geht im Grunde um die qualvolle Ablösung des Hohenemser Besitzes. Daß der letzte Graf aus dem einstigen staufischen Ministerialengeschlecht völlig aus der Art schlug, das kommt in den besten Familien vor. Nur wie er dieses Erbe verspielte, unter Schmach, Tränen und auch Opfern seiner Untertanen, das ist so ungeheuer erregend, daß man dem Verfasser die Kraft wünschen möchte, noch mehr daraus zu «machen». Aus dieser Erbmasse also entstand das Fürstentum der Liechtensteiner, die sich in den ersten Jahrzehnten seines Bestehens überhaupt nicht dafür interessierten. Wenn das heute vollkommen anders ist, um so besser.

Unmittelbar an die abrißhaften Ausführungen Georg Malins zur Ur- und Frühgeschichte setzen die wichtigen Vorarbeiten zu einer Kirchengeschichte Liechtensteins durch den Herausgeber Wolfgang Müller ein. Gerade wenn man heute noch an Ort und Stelle die alten Kirchen sehen kann, wird man deren Geschichte hier nachlesen wollen. Sechs Pfarreien waren nötig, um das ganze Gebiet kirchlich zu versorgen – eine geringe Zahl. Und doch: welche Vielfalt historischer Ereignisse hat sich hier abgespielt! Stichwortartig seien noch die weiteren Themen dieses Sammelbandes genannt: Herbert Wille referiert über die Verfassung von 1921; im rechtsgeschichtlichen Bereich bleibt Ferdinand Elsener mit seinen Beobachtungen zu den Jahreszeitstiftungen im Liechtensteinischen Urkundenbuch (ein Thema, das sicher noch viel weiter ausgebaut werden kann, ist man einmal in der Nachbarschaft Vorarlberg mit der Aufarbeitung der dort so zahlreich erhaltenen Jahrzeitbücher so weit); Geographie und Wirtschaft des Landes behandeln Walter Schlegler und Peter Meusburger (mit ungewöhnlich interessanten Darlegungen zur «Überfremdung» durch Ausländer); in die Volkskunde führen Alexander Frick und Hans Stricker, der von der Schaffung eines eigenen Namensbuches spricht.

So spiegelt dieses Buch jenes faszinierende Zusammenwirken von «Tradition und geschichtlicher Kontinuität mit progressiver Entwicklung und stärkster wirtschaftlicher Dynamik», das eben in Europa nur noch in Liechtenstein so zu beobachten ist.

Wolfgang Irtenkauf

WALTER BLEICHER: **Dr. Michel Buck, 1832–1888.** Eine Biographie. Herausgegeben von der Gemeinde Ertingen. 1982. 151 Seiten, 30 Abbildungen. DM 19,90

Was muß das für eine Persönlichkeit gewesen sein, wenn sich ihre Heimatgemeinde noch 150 Jahre nach der Geburt an sie erinnert, ihr Andenken getreulich bewahrt? Michael Richard Buck, am 26. September 1832 in Ertingen bei Riedlingen geboren, hat die höhere Schule besuchen und in Tübingen Medizin studieren können. In verschiedenen oberschwäbischen Orten hat er dann praktiziert und etliche Jahre als Oberamtsarzt in Ehingen an der Donau gewirkt, wo er am 15. September 1888 gestorben ist. Dort hat Michel Buck erfolgreich den Neubau eines Bezirkskrankenhauses betrieben: «Es ist mein Ehrgeiz, eine solche Anstalt für die armen Teufel instand zu bringen, welche jetzt in den Dörfern herumliegen, in feuchten Löchern oder kalten Dachkammern, ohne ärztliche Hilfe und ohne Pflege». (S. 110)

Solche Briefzitate runden das Bild des oberschwäbischen Mundartdichters, des Historikers, Sprachforschers und Volkskundlers Michel Buck ab, ein Bild, das man bisher weitgehend aus seinen Werken und knappen Lebensläufen hat gewinnen müssen. Walter Bleicher, Rektor a. D. in Mengen, liefert nun eine Biographie aus unveröffentlichten Briefen und Eintragungen familiärer Art in seiner Ertinger Chronik und anderen Niederschriften aus Michel Bucks Nachlaß, den das Schiller-National-Museum in Marbach a. N. verwahrt.

Es ist unglaublich, was dieser Mann als Arzt und Schrift-

steller geleistet hat, auch wenn er völlig untertreibend notiert: «Alles forscht und schreibt – ich bin leider ausgeschlossen aus dem germanischen Heiligtum, denn es reimt sich schlecht: Anusfistel und Minnesang, Medizin und Schönwissenschaft.» Der in seinen Mußestunden «altertümelnde» Buck hat, seine Briefe belegen es, oft «der Gans meiner Schnatterhaftigkeit eine Schwungfeder aus dem Ärmel gerupft», und hier hätte Walter Bleicher vorsichtig kürzen sollen. Ohne sonderliche Konturen bleiben leider meist Bucks Adressaten, ausgenommen Anton Birlinger, manchmal auch falsch als Bierlinger gedruckt, der seinen Mitautor Michel Buck nur im ersten Band des volkswissenschaftlichen Standardwerks «Volksthümliches aus Schwaben» nennt. Walter Bleichers Spurensuche ist die verdienstvollste Arbeit im Michel-Buck-Jahr 1982.
Martin Blümcke

OTTMAR ENGELHARDT: **Albstadt im Herzen der Schwäbischen Alb**; Fotos von Joachim Feist. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1982. 132 Seiten mit 92 Tafeln, davon 26 in Farbe. Leinen DM 38,-

Dieses Buch befaßt sich mit einem Gemeinwesen, das es so erst seit Anfang 1975 gibt. Vorher gab es Ebingen, Tailfingen und sieben Gemeinden im Umfeld. «Umfeld», so neutral sieht Ottmar Engelhardts Text die Landschaft nicht, und auch die Bilder des Fotografen sind nicht neutral, nicht bloß Dokumentation. Beide Autoren sind von der Alblandschaft geprägt, angesteckt. Joachim Feist hat schöne Bilder geliefert, farblich einfühlsam, fotografietechnisch perfekt, manchmal mehr gemalt als fotografiert. Manche Bilder, besonders die mit Häusern, Fachwerkhäusern, sind auch als Grafik interessant. Auch der Text ist einfühlsam, die Interessen des Autors und sein gelegentlich herber Charme, vor allem aber sein Kenntnisreichtum bestimmen das Buch. Es ist, wie gesagt, ein sehr schönes Buch, weil es nicht nur ein Buch für die Albstädter ist, sondern auch eines für solche, die mit Albstadt bisher nur marginal zu tun hatten.

Heiner Krauss

FRIEDRICH KUHBAUCH: **650 Jahre Bitz**. Mit einem Beitrag von Theodor Ambacher. Wegra-Verlagsgesellschaft Stuttgart 1982. 228 Seiten Text, über 170 Abbildungen sowie mehrfarbiger Faksimiledruck zweier alter Ortspläne von 1838. Leinen DM 40,-

Wenn man verstehen will, was aus der Albgemeinde Bitz oberhalb von Ebingen (Verzeihung: Albstadt) geworden ist, so nehme man die alten Katasterblätter aus dem hinteren Deckel dieses Buches heraus und vergleiche sie mit dem Luftbild unserer Tage. Deutlicher kann man nicht erkennen, wie sich Jahrzehnt um Jahrzehnt die Wachstumsringe (mitunter recht heftig) angesetzt haben. Aus dem alten Dorfkern, der heute nur noch recht undeutlich empfunden wird, bildeten sich An- und Ausuferungen, um hier Industriebauten und Wohnsiedlungen Platz zu schaffen. Wahrhaft ein buntes Bild!

Trotzdem ist Bitz schön geblieben, sowohl für den, der hier seine Heimat hat, als auch für den, der auf 800 bis 900 Meter Meereshöhe Stunden oder Tage der (Nah-)Erho-

lung sucht. Wenn die Bitzer nun dieses Heimatbuch besitzen, «für die es ja geschrieben wurde», so soll das bestimmt nicht heißen, daß man als Außenstehender sich damit nicht beschäftigen sollte. Freilich: Die Geschichte gibt da nicht viel her. Die (vermutete) Neusiedlung des Mittelalters war mit den Herren von Lichtenstein bei Neufra verklammert, wobei der Ortsname das umzäunte, eingehegte Grundstück der Gemarkung anspricht. 1386 wurde Bitz an Ebingen verkauft, 1832 konnte man sich wieder von der Stadt im Tale, deren Name naturgemäß oft aufscheint, lösen. Auch der Kunstliebhaber kommt hier nicht auf seine Kosten, denn die zwölf Apostelbilder des Augsburger Malers Gottfried Bernhard Götz sind Importware aus dem in der Säkularisationszeit aufgehobenen Frauenkloster Margrethausen.

Dennoch fesselt dieses Buch auf eine eigentümliche Weise, denn der Autor hat es verstanden, geduldig, doch nie ab- und ausschweifend, dem Werden dieser Geschichte nachzugehen. Bitz ist ja auch ein Prototyp der frühindustrialisierten Dörfer auf unserer Alb, eine Arbeiter-Wohn-gemeinde klassischer Prägung. Daß der Altbürgermeister des Orts auch die letzte Nachkriegszeit aus eigenem Erleben nachzeichnen konnte, gibt dieser Schilderung viel Authentizität. So etwas ist immer ein Glücksfall für ein Heimatbuch.

Ausgezeichnet das Layout des Buches, das Bild und Text so mischt, daß man eigentlich gezwungen wird, immer weiter zu lesen, um die Information der Bilder zu verstehen. Ein schönes Beispiel für ein modernes, gut aufgemachtes Heimatbuch, das über den Ortsetter hinaus Geltung für sich beanspruchen darf.

Wolfgang Irtenkauf

EGON RIEBLE: **Wilhelm Kimmich**. Der Maler des Schwarzwalds. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1982. 104 Seiten, 60 z. T. farbige Bildtafeln nach Werken des Künstlers. Leinen DM 39,-

Der Schwarzwald steht den Alpen nicht viel nach, wenn es um die mehr oder weniger künstlerische Ausbeutung einer vorgegebenen «malerischen» Landschaft geht. Der Untertitel dieser Monografie »Der Maler des Schwarzwalds« mag die Erwartung des unbefangenen Betrachters in diese Richtung irreleiten oder doch wenigstens in Wilhelm Kimmich so etwas wie einen jüngeren Nachfolger des Hans Thoma vermuten lassen. Nun, es gibt verwandte Motive und – besonders in früheren Schaffensjahren – vergleichbare Seh- und Malweisen. Aber die Unterschiede sind bedeutender als die Gemeinsamkeiten. Der mittlere Schwarzwald ist eben nicht so sehr bestimmt von Wiesenweite an und auch zwischen den weicheren Hängen des Urgesteins: tiefer – und schroffer vor allem – sind die Täler, wo sie den Buntsandstein anschneiden, die Hänge sind steiler, der Wald ist stärker vom Nadelholz bestimmt und läßt seltener und begrenzter Raum für Feld und Wiese. Das ist nicht einmal so sehr aus den Motiven Kimmichs abzulesen wie aus der Seh- und Malweise: man möchte sie rauher, härter, dunkler, verschlossener nennen, Melancholie liegt näher als Heiterkeit. – Egon Rieble hat dafür eine repräsentative Auswahl zusammengestellt

und mit so kundigen wie einführenden Worten begleitet. (Eine kleine Korrektur sei erlaubt: der Rundfunk wurde nicht erst «jetzt» – soll heißen in den 70er Jahren – auf Kimmich aufmerksam: schon in den 50er Jahren sorgte Erich Hauser für solche Aufmerksamkeit.) Mit leichtem Bedauern sei angemerkt, daß der Titel so bindend und zwingend genommen wurde, daß zwar im Text ein Kapitel «Der Süden und die Farbe» möglich war – nicht jedoch die Abbildung zum Beispiel eines der Ronco-Bilder. Und wenn schon kritische Anmerkungen, dann sei auch noch – für eine Neuauflage – darauf hingewiesen, daß entweder den Bildern Nummern beigegeben werden oder im Abbildungsverzeichnis Seitenzahlen genannt werden sollten. Nicht lange jedenfalls bleibt dem blätternen – und erst recht nicht dem lesenden – Betrachter verborgen, was er eigentlich dem Untertitel schon hätte entnehmen können und sollen: Wilhelm Kimmich ist nicht einfach ein «Schwarzwald-Maler», sondern «Der Maler des Schwarzwalds», der weniger den Schwarzwald abbildet als in der malenden Auseinandersetzung mit dem heimatischen Schwarzwald sein Künstlertum verwirklicht.

Johannes Wallstein

Weitere Titel

RUDOLF L. SCHREIBER, Herausgeber: **Arche Noah 2000**. Unsere Umwelt braucht unsere Hilfe. Pro Natur Verlag Stuttgart 1980. 134 Seiten mit 188 meist farbigen Abbildungen. Pappband DM 24,80

Artenschutzsymposium Großer Brachvogel des Bundes für Vogelschutz Landesverband Baden-Württemberg e. V. am 28. und 29. 3. 1981 in Offenburg, Referate und Beiträge. (Herausgegeben von der Landesanstalt für Umweltschutz Baden-Württemberg, Institut für Ökologie und Naturschutz Karlsruhe. Beihefte zu den Veröffentlichungen für Naturschutz und Landschaftspflege in Baden-Württemberg, 25.) Satz und Druck Ungeheuer und Ulmer Ludwigsburg 1982. 124 Seiten, zahlreiche, teils farbige Abbildungen. Broschiert

PAUL FILZER: **Die Flora Württembergs in ihren Beziehungen zu Klima und Boden**. (Beihefte zu den Veröffentlichungen für Naturschutz und Landschaftspflege in Baden-Württemberg, 26.) Landesanstalt für Umweltschutz Baden-Württemberg. Institut für Ökologie und Naturschutz Karlsruhe 1982. 98 Seiten. Broschiert

TILL OSTEN: **Staatensbildende Insekten und ihre Bauten**. Herausgegeben vom Staatlichen Museum für Naturkunde in Stuttgart und der Gesellschaft zur Förderung des Naturkundemuseums in Stuttgart e. V. (Stuttgarter Beiträge zur Naturkunde, Serie C, Allgemeinverständliche Aufsätze, Nr. 15, 1982.) Druck Calwer Druckzentrum Calw 1982. 40 Seiten, zahlreiche, teils farbige Abbildungen. Broschiert

KARL DIETRICH ADAM: **Der Mensch im Eiszeitalter**. (Stuttgarter Beiträge zur Naturkunde, Serie C, Allgemeinverständliche Aufsätze, Nr. 16, 1982.) Druck Calwer Druckzentrum Calw 1982. 72 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Broschiert

Anschriften der Mitarbeiter

Prof. Dr. Hermann Bausinger, Moltkestraße 77,
7410 Reutlingen

Prof. Dr. Willi A. Boelcke, Eduard-Pfeiffer-Straße 39,
7000 Stuttgart 1

Prof. Dr. Hugo Borger, Roncalliplatz 4, 5000 Köln

Dr. Hans Frei, Mößmannstraße 31, 8900 Augsburg 28

Prof. Dr. Rainer Jooß, Föhrenweg 1, 7300 Esslingen

Dr. Hubert Krins, Achalmstraße 29, 7400 Tübingen

Dr. Heinrich Mehl, Sudetenstraße 43,
7170 Schwäbisch Hall

Heinz Risel, Sachsenackerstraße 17, 7100 Heilbronn

Albert Rothmund, Im Loh 59, 7170 Schwäbisch Hall

Bildnachweis

Titelbild: Hohenloher Freilandmuseum, S. 11 und 12 Kayali, Crailsheim; S. 14 foto Preiss, Bad Honnef; S. 15 Württ. Landesbildstelle; S. 19 Württ. Landesmuseum; S. 29 und 31 Foto Eisenmenger, Heilbronn; S. 39 und 41 Landesdenkmalamt, Abt. Bodendenkmalpflege; S. 42–50 Landesdenkmalamt, Außenstelle Tübingen, Joachim Feist und Hellmut Pflüger; S. 53–59 Dr. H. Mehl.

Bilder zum Peter Haag-Preis 1982 (Nachtrag zu Heft 4/1982)

Aus Versehen blieben im vorangegangenen Heft 4/1982 der SCHWABISCHEN HEIMAT die Fotografen ungenannt, denen wir die Dokumentation zum Peter Haag-Preis 1982 verdanken: Die Aufnahmen des Hauses in Blaubeuren auf den Seiten 261 und 263 stellte das Landesdenkmalamt zur Verfügung, die auf den Seiten 262, 264 und 265 stammen von Joachim Feist. Die Bilder vom Haus des Waldgerichts in Dornstetten-Aach (S. 266–268) hat Werner Saunert gemacht. Die Aufnahmen vom sog. Kloster in Gönningen auf den Seiten 269, 272 und 273 hätten bezeichnet sein sollen «-hd/Reutlinger General-Anzeiger». Die übrigen sind Privataufnahmen.

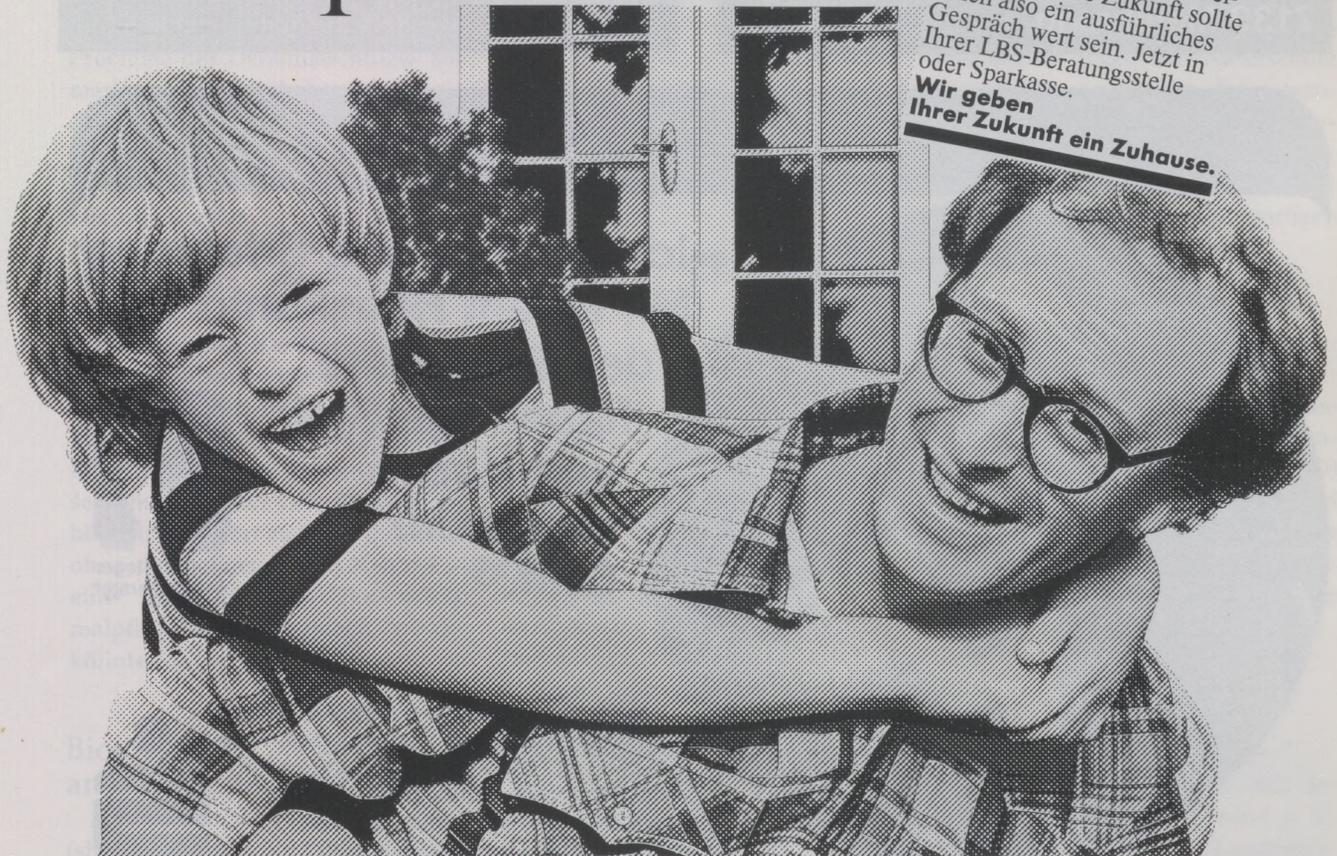


LBS

Landesbausparkasse
Württemberg
Bausparkasse der Sparkassen

Tun Sie was mit uns für ein besseres Leben. Das LBS-Maßprogramm hat dafür wertvolle Bauspar-Vorteile.

Das eigene Zuhause ist sicher eines der schönsten Sparziele. Und es ist realistisch dazu. Denn mit dem LBS-Maßprogramm bieten wir Ihnen heute eine Vielzahl interessanter Bauspar-Vorteile, die Sie weiterhin also ein ausführliches Gespräch wert sein. Jetzt in Ihrer LBS-Beratungsstelle oder Sparkasse.
**Wir geben
Ihrer Zukunft ein Zuhause.**



Unser Verbund – Ihr Vorteil

 Sparkasse Landesbank
Landesbausparkasse
Sparkassen-Versicherung

Namen und Adressen unserer LBS-Berater und deren Beratungsstellen entnehmen Sie bitte Ihrem örtlichen Fernsprechbuch unter »Bausparkassen«, Ihrem Gemeindeblatt sowie unseren monatlichen Sprechtagankündigungen in der Tagespresse. Auch alle Sparkassen mit ihren Geschäftsstellen stehen Ihnen für Auskünfte und Beratungen zur Verfügung.

Dieter Planck

Das Freilichtmuseum am rätischen Limes im Ostalbkreis

Führer zu archäologischen Denkmälern in Baden-Württemberg
Band 9. Ca. 120 S. mit zahlreichen Abb., kartoniert, ca. DM 15,-.
Erscheint im Mai. Bitte schon jetzt vorbestellen.

Konrad Theiss Verlag Stuttgart



Das „Gastliche Härtsfeld“ (Ostalb) lädt ein

Eine reizvolle Landschaft auf der Schwäbischen Alb, das Ferienparadies zwischen Barock und Wacholderheide, das eine Fülle erholsamer Freuden bietet: Natur und Kunst, Hügel und Heiden, Wälder und Seen, Burgen, Schlösser und Kirchen, Sport, Spiel, Spaß, Vergnügen, Erholung, „Wandern mit und ohne Gepäck“; und das alles in einem idealen Klima in 450 bis 700 m Höhe mit Ruhe und herrlich reiner Luft.

Prospekte vom

Verkehrsverband „Gastliches Härtsfeld“ e.V.,
Geschäftsstelle Rathaus
7921 Nattheim, Tel. (073 21) 7005-7007

Burrer Naturstein Renovierungen

7133 Maulbronn Telefon 0 70 43-6065

REISEBÜRO *Binder*

... ein Begriff für solide Omnibusreisen

Kennen Sie unser REISEPROGRAMM 83?

Es sollte bei Ihrer Urlaubsplanung nicht fehlen!

STUDIENREISEN mit landeskundiger Reiseleitung

22. 3.	6 Tage Tessin – Lombardei	DM 757,-
26. 3.	16 Tage Griechenland	DM 2054,-
26. 3.	16 Tage Spanien – Portugal	DM 2198,-
27. 3.	15 Tage Süditalien – Apulien	DM 1899,-
5. 4.	6 Tage Schlösser der Loire	DM 735,-
9. 4.	10 Tage Sardinien – Neapel	DM 1439,-
16. 4.	16 Tage Sizilien	DM 1980,-
5. 5.	11 Tage Burgund	DM 1189,-
7. 5.	9 Tage Elba	DM 1025,-
8. 5.	12 Tage Korsika	DM 1499,-
12. 5.	12 Tage Normandie – Bretagne	DM 1495,-
4. 6.	9 Tage Loire – Bretagne	DM 1062,-
10. 6.	10 Tage Märchenland Norwegen	DM 1890,-
11. 6.	9 Tage Toskana	DM 1131,-
20. 6.	14 Tage Südengland – Wales	DM 2036,-
22. 7.	19 Tage Nordkap – Lofoten	DM 3387,-
22. 7.	13 Tage Irland	DM 2295,-
27. 7.	22 Tage Kaukasus – Schwarzes Meer	DM 2890,-
29. 7.	17 Tage Island	DM 2999,-

Reisen anlässlich des Lutherjahres

2 Tage Lutherstätten in der Bundesrepublik (3 Termine)	DM 169,-
5 Tage Lutherstätten in der DDR (8 Termine)	ab DM 816,-
6 Tage Auf den Spuren Martin Luthers (2 Termine)	DM 1091,-
16. 4. 9 Tage Leben und Wirken Martin Luthers	DM 1445,-

jeweils Fahrt in komfortablen Reisebussen, Unterkunft in guten Hotels/Halbpension (in der DDR Vollpension), Reiseleitung.

Weitere Angebote über WANDER-, STUDIEN-, BADE- und KURAUFGENTHALTE, STÄDTE-, HOTELBUS- und TAGES-Reisen finden Sie in unseren REISEPROGRAMMEN, die wir auf Wunsch gerne unverbindlich übersenden.

7000 Stuttgart-Feuerbach, Wilh.-Geiger-Platz 1
Telefon 0711/81 50 04

„Ich weiß es aus Erfahrung:
Mit einem Hauskonto* bei
der Sparkasse
haben Sie Soll
und Haben
immer im
Griff.“



Heinz Steger
S-Geldberater

* Ihr S-Geldberater entlastet Sie und wickelt Einnahmen und Ausgaben wie Mieten und Steuern, Rechnungen und Versicherungen pünktlich für Sie ab. Und liefert Ihnen die exakte Übersicht. Per Kontoauszug. Zu Ihrer Kontrolle.



wenn's um Geld geht
Sparkasse

Verleihung des Deutschen Preises für Denkmalschutz 1982

(DSI) Das Präsidium des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz hat zwölf Persönlichkeiten geehrt, die sich in besonderem Maße um die Erhaltung des baulichen Erbes verdient gemacht haben, mit dem Deutschen Preis für Denkmalschutz.

Das Deutsche Nationalkomitee für Denkmalschutz hat den Deutschen Preis für Denkmalschutz gestiftet, um Persönlichkeiten oder Personengruppen auszuzeichnen, die durch ihre Initiative wesentlich zur Erhaltung und Rettung von Gebäuden, Ensembles, Stadtkernen und Dörfern beigetragen haben. Darüber hinaus gilt er auch Vertretern der Medien, die in beispielhafter Weise auf Probleme des Denkmalschutzes aufmerksam gemacht haben.

Aus Baden-Württemberg ist Günter Stachel, Oberlehrer, wohnhaft in Langenburg-Unterregenbach, ausgezeichnet worden. Er ist seit vielen Jahren als ehrenamtlicher Bodendenkmalpfleger im württembergischen Frankenland, insbesondere in Unterregenbach tätig. Als Berater des Landesdenkmalamtes hat er an zahlreichen Grabungen mitgewirkt und die Ergebnisse seiner Grabungen und Forschungen zum Nutzen der Wissenschaft und der Öffentlichkeit publiziert. Er gehört zu jenen Personen, ohne deren Einsatz und Kenntnisse eine funktionierende Bodendenkmalpflege nicht betrieben werden könnte.

Biotopgürtel an Bach- und Flußläufen

(shG) Nach dem Vorbild der Grünstreifen entlang der Bundes-, Landes- und Kreisstraßen sollen in Zukunft verstärkt auch die Bach- und Flußläufe von Biotopgürteln flankiert werden.

Tierpräparatoren-Gesetz teilweise nichtig

(lsw) Nach einer Entscheidung des 1. Senats des Bundesverfassungsgerichts (BVG) vom November 1982 ist es grundsätzlich mit der Verfassung vereinbar, daß der Gesetzgeber für lebende oder tote Vögel besonders geschützter Arten ein Besitz-, Verarbeitungs- und Vertriebsverbot erlassen hat. Soweit das Gesetz für Forschungs-, Unterrichts- und Lehrzwecke Ausnahmen vorsieht, dürfen diese nach der Entscheidung des BVG nicht so ausgestaltet werden, daß es den Tierpräparatoren in unverhältnismäßiger Weise erschwert wird, an der damit eröffneten Nutzungsmöglichkeit teilzuhaben.

Das Gericht hatte sich mit der Frage zu befassen, ob Tierpräparatoren dadurch in verfassungswidriger Weise in ihrer Berufsfreiheit beeinträchtigt werden, daß sie die Bälge besonders geschützter Vögel nicht in Besitz nehmen, verarbeiten und veräußern dürfen. Dies auch dann nicht, wenn diese Tiere tot aufgefunden wurden. Ein entsprechendes Verbot ist im Nordrhein-Westfälischen Landschaftsgesetz enthalten.

Nach Ansicht des BVG geht das Besitz-, Verarbeitungs- und Vertriebsverbot zu weit, denn die Ausnahme, die das Gesetz für Forschungs-, Unterrichts- und Lehrzwecke vorsieht, erschwere es den Tierpräparatoren in der derzeitigen Ausgestaltung in unverhältnismäßiger Weise, an der damit eröffneten Nutzungsmöglichkeit teilzuhaben. Daher habe das BVG die Regelung teilweise für nichtig erklärt, betonte der 1. Senat.

Dies hat zur Folge, daß tot aufgefundenene Vögel der geschützten Arten bis zu einer Neuregelung befugtermaßen zu Präparatoren gebracht und von diesen unter strikter Einhaltung der gesetzlich vorgeschriebenen Aufzeichnungs- und Nachweispflichten präpariert und für Forschungs- und Lehrzwecke angeboten sowie veräu-

bert werden dürfen. Die teilweise Nichtigkeitserklärung bedeute jedoch nicht, daß die Präparatoren solche Präparate auch gegenüber der Allgemeinheit, insbesondere zum Vertrieb an private Sammler, feilhalten dürfen.

Der Deutsche Bund für Vogelschutz (DBV) begrüßt das BVG-Urteil als richtungweisend für die Rechtsentwicklung im modernen Artenschutzrecht. Auch die vom BVG zugunsten der Präparation toter Tiere für Lehre, Forschung und Unterricht getroffene Ausnahmeregelung finde zunehmend die Zustimmung der Naturschützer. Insoweit sei das Urteil auch als Fortschritt in den Bemühungen um einen praktikablen und glaubwürdigen Artenschutz zu werten. Gleichzeitig habe das BVG eine in der politischen Auseinandersetzung immer wieder gegen den Naturschutz verwendete angebliche Interessenkonfrontation Mensch-Natur widerlegt. Erstmals würdige ein höchstrichterliches Urteil den hohen Stellenwert des Artenschutzes in der heutigen bedrängten Umweltsituation.

Landtagsausschuß für Naturschutz?

(shG) Die Bildung eines solchen Ausschusses haben der Bund für Umweltschutz und Naturschutz (BUND) und der Landesnaturschutzverband in Schreiben an die Abgeordneten angeregt. Aufgabe des neuen Ausschusses soll es sein, den Vollzug der Naturschutzgesetze zu überprüfen.

Träger öffentlicher Belange . . .

ist mit Wirkung vom 1. 7. 1982 der Niedersächsische Heimatbund e. V. Er gehört damit zu den Landesverbänden, die nach § 29 Bundesnaturschutzgesetz bei Planungs- und Ausweisungsverfahren schriftlich und mündlich angehört werden müssen. (DHB-intern)

Mehr Geld für Denkmalpflege in den 80er Jahren

(DSI) Die baden-württembergische Landesregierung mißt der Denkmalpflege nach wie vor einen hohen politischen Stellenwert bei. Dies drückt sich am deutlichsten darin aus, daß sie zur Erhaltung des kulturellen Erbes im nächsten Jahr mit insgesamt 62 Millionen Mark 16 Millionen Mark mehr ausgibt als 1982, für 1984 sind 63,7 Millionen Mark vorgesehen. Die verbesserte Absicherung der Denkmalpflege wurde nur ermöglicht, wie Innenminister Roman Herzog erklärte, indem sie voll und ganz aus Lotto- und Toto-Mitteln finanziert wird. In diesem Zusammenhang stellte Herzog die Neukonzeption der Landesregierung für die Denkmalpflege vor, die sich in einem 92 Seiten dicken Papier niedergeschlagen hat. Wichtigste Punkte darin sind die Aufstockung der allgemeinen Mittel für den Denkmalschutz, die Erweiterung der Liste des Schwerpunktprogramms, in das im kommenden Jahr weitere 27 Projekte aufgenommen wurden, und erhöhte Aktivitäten im Bereich der Bodendenkmalpflege.

Bisher erhielt das Schwerpunktprogramm Zuschüsse aus den allgemeinen Haushaltsmitteln, während die übrigen Maßnahmen aus Toto-Lotto-Erträgen gefördert wurden. Ab 1983 soll nun auch das Schwerpunktprogramm aus Toto-Lotto-Mitteln finanziert werden. Das verspricht nicht nur mehr Geld, sondern auch eine Entlastung des allgemeinen Haushalts. Bisher sind rund ein Viertel der Maßnahmen aus dem Schwerpunktprogramm, das 1979 mit einer Laufzeit bis 1986 verabschiedet wurde, abgeschlossen; weitere 33 Denkmäler werden z. Z. renoviert.

Mit den zusätzlichen 27,7 Millionen Mark sollen im kommenden Jahr besonders gefährdete Objekte abgesichert werden, die aus Geldern des laufenden Etats nicht gerettet werden könnten. Als herausragende Maßnahmen nannte dabei der Präsident des Landesdenkmalamtes, Professor August Gebeßler, die Sicherung der bedeutendsten Fresken im deutschsprachigen Raum in der Kirche St. Georg in Oberzell auf der Insel Rei-

chenau, die Restaurierung der Petterskirche in Bad Wimpfen im Tal und Erhaltungsmaßnahmen auf der Burg Wertheim. Durch die staatliche Förderung der Baudenkmale werden bauliche Investitionen in einer Größenordnung von 90 Millionen Mark ausgelöst.

Mit den Sondermitteln soll auch die Bodendenkmalpflege nach Kräften gefördert werden. Geplant ist der Ausbau der Luftbildarchäologie, des Denkmalatlasses und eine Ausstellung der Funde aus dem keltischen Fürstengrab bei Hochdorf, deren Restaurierung Ende 1984 abgeschlossen sein wird.

Aufgelassene Kirchen in der Bundesrepublik – eine Anfrage des Deutschen Heimatbundes

Nicht nur bei uns in der Bundesrepublik, sondern in ganz Europa und auch darüber hinaus fallen Kirchen aus der ursprünglichen Nutzung heraus und werden von den Kirchenbehörden häufig zur Disposition gestellt oder kurzerhand abgerissen. In der Regel handelt es sich dabei um kleinere (Dorf-)Kirchen, die jahrhundertlang das Gesicht und das Leben im Dorf geprägt haben, so daß die Aufgabe einen einschneidenden kulturhistorischen und natürlich in aller Regel auch einen bauhistorischen Verlust bedeutet, der nicht wieder wettgemacht werden kann.

In Großbritannien z. B. gibt es eine Vereinigung der Freunde der «freundlosen» Kirchen, und auch in der Bundesrepublik sind Verbände in dieser Richtung tätig, wie z. B. «Förderkreis Alte Kirchen» in Marburg. Diese Thematik soll mit Hilfe der EUROPA NOSTRA für ganz Europa erfaßt und entsprechend aufgegriffen werden. Dafür ist es erforderlich, insbesondere folgende Fragen zu klären:

1. Sind Fälle bekannt von

 - a) aufgegebenen und leerstehenden Kirchen? (wo und ggfs. weitere Einzelheiten)
 - b) Umnutzung bzw. Neu- oder Wiedernutzung von aufgegebenen Kirchen?
 - c) radikalen Veränderungen an Kir-

chen mit Zerstörung von Bausubstanz?

d) Abbrüchen von Kirchen seit 1945?

2. Sind Ihnen Gruppen oder Personen bekannt, die sich um die Erhaltung von leerstehenden oder sonst bedrohten Kirchen kümmern? Könnten Sie Informationen darüber geben und möglichst deren Anschriften, damit wir uns an sie wenden können.

3. Sollten Sie bei dieser Erhebung auch etwas über andere für das jeweilige Dorfbild wichtige, gefährdete Bauten, z. B. Backhäuser, Brücken, Mühlen, ehem. Synagogen u. a. erfahren, so bitten wir Sie um zusätzliche Angaben nach dem gleichen Schema, wie oben zu 1.

4. Es ist vorgeschlagen worden, für die Bundesrepublik die bedrohte, leerstehende Fachwerkkirche in Bernsfeld/Mücke (Hessen) als Dokumentationszentrum für Denkmalschutz bzw. Denkmalpflege zu verwenden.

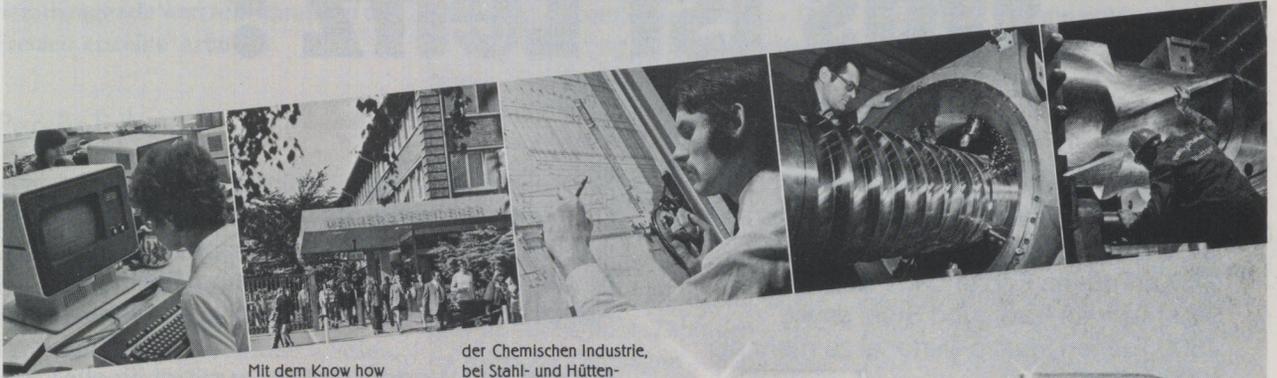
Sind Ihnen ähnliche Bestrebungen bekannt, solche Einrichtungen zu verwirklichen? Würden Sie diese Arbeit unterstützen? Könnten Sie auch die Nützlichkeit und Notwendigkeit solcher Einrichtungen bejahen?

Landespreis für Heimatforschung

(lsw) Der erste Träger des mit 5000 Mark dotierten Landespreises für Heimatforschung ist der 76 Jahre alte pensionierte Oberstudiendirektor Dr. Max Frommer aus Villingen-Schwenningen. Max Frommer wurde der Preis am 4. November 1982 in Stuttgart für seine Arbeit «Isingen, Kultur einer kleinbäuerlichen schwäbischen Gemeinde» verliehen.

Zwei Förderpreise und ein Jugendförderpreis in Höhe von je 2500 Mark gingen an Hartmut Gräf aus Heilbronn, Valentin Oberkersch aus Stuttgart und den 21 Jahre alten Joachim Faitsch aus Durchhausen, Kreis Tuttlingen. Der Preis wird von je fünf Juroren der Stifter – der Landesregierung, dem Württembergischen Genossenschaftsverband und dem Arbeitskreis «Heimattage» – vergeben. Der Preis soll laut Satzung jährlich vergeben werden, um die von Bür-

WERNER & PFLEIDERER



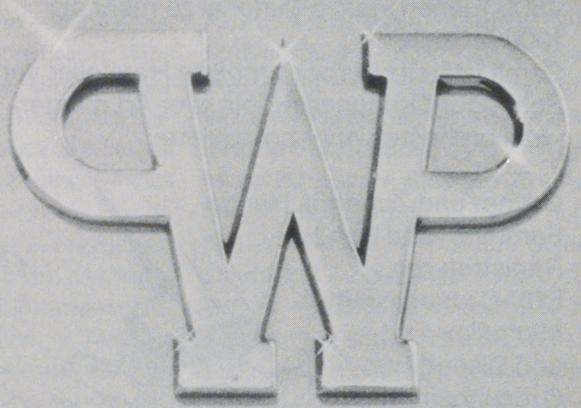
Wenn Sie den Werdegang unzähliger Produkte des täglichen Lebens zurückverfolgen, werden Sie früher oder später unserem Namen begegnen. WERNER & PFLEIDERER, ein weltbekanntes Unternehmen der Verfahrenstechnik, hat sich seit seiner Gründung im Jahre 1879 zu einer der bedeutendsten Firmen des Spezialmaschinenbaues in Europa entwickelt.

Mit dem Know how aus jahrzehntelanger Erfahrung, und der erfolgreichen Entwicklung und Konstruktion qualitativ hochwertiger Investitionsgüter hat die Unternehmensgruppe WERNER & PFLEIDERER neue Maßstäbe gesetzt. WP entwickelt und forscht weiter. Zum Nutzen seiner Partner. Im Vordergrund dieser Arbeit steht die produktbezogene Problemlösung. Ein Grund mehr, warum WP-Maschinen und -Anlagen in der Kunststoff- und Gummiindustrie,

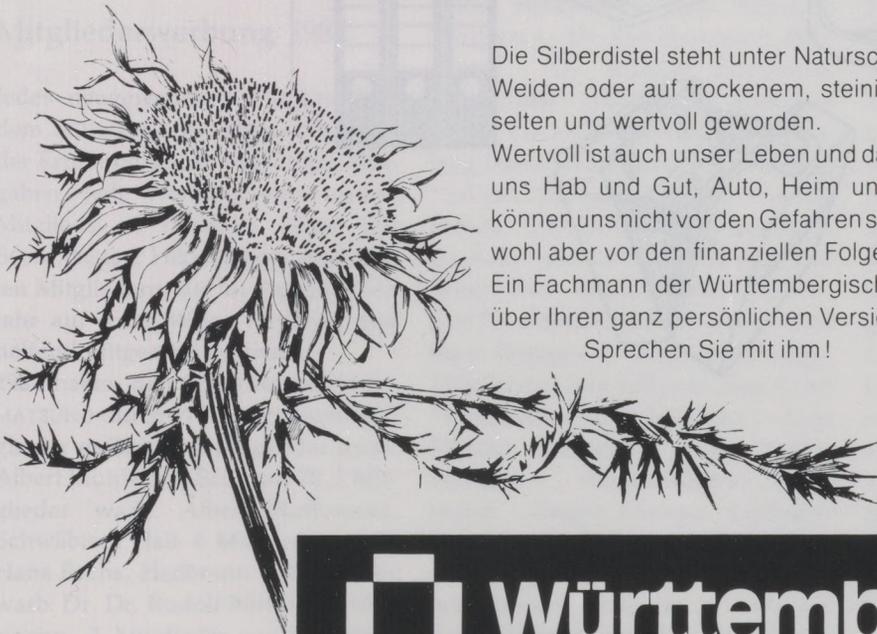
der Chemischen Industrie, bei Stahl- und Hüttenwerken, in der Automobilindustrie und deren Zulieferbetrieben, bei Nahrungsmittel-, Brot- und Backwaren-Herstellern sowie bei handwerklichen Bäckereibetrieben heute überall in der Welt im Einsatz sind.

Stammhaus:
WERNER & PFLEIDERER
Theodorstraße 10
Postfach 30 12 20
D-7000 Stuttgart 30
(Feuerbach)

Telefon (0711) 8 95 61
Telex 723 131-0



Wertvolles muß man schützen!



Die Silberdistel steht unter Naturschutz. Sie finden sie auf Heiden, Weiden oder auf trockenem, steinigem Boden. Die Silberdistel ist selten und wertvoll geworden.

Wertvoll ist auch unser Leben und das unserer Kinder. Daneben sind uns Hab und Gut, Auto, Heim und Haus kostbar geworden. Wir können uns nicht vor den Gefahren schützen, die das alles bedrohen – wohl aber vor den finanziellen Folgen.

Ein Fachmann der Württembergischen in Ihrer Nähe berät Sie gern über Ihren ganz persönlichen Versicherungsschutz.

Sprechen Sie mit ihm!

 **Württembergische**
Versicherungen

Württembergische Feuerversicherung AG, Postfach 60, 7000 Stuttgart 1

Was ist Leitz?

Bei dem Namen Leitz denken viele nur an den weltbekannten Ordner. Dabei verarbeiten ca. 2000 Mitarbeiter in 5 Werken über 24 000 Tonnen Papier und Pappe, 9000 Tonnen Eisen und Stahl sowie 4500 Tonnen Plastic-Material zu mehr als 1000 Artikeln.

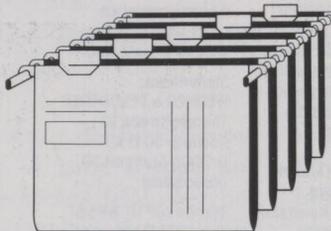
Somit ist Leitz Europas größter Hersteller von Schriftgut-Ordnungsmitteln aller Art mit der wohl breitesten Angebotspalette:

Ordner und Zubehör, Hänge-, Sammler- und Pendel-Registaturen, EDV-Ordnungsmittel, Microfilm- und Discetten-Ordnungsmittel,

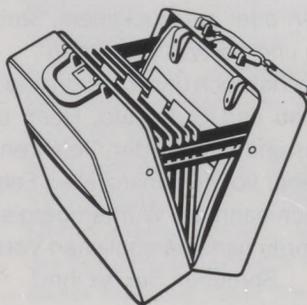
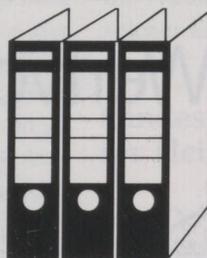
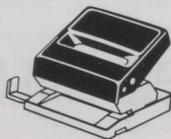


Schnellhefter, Locher, zahlreiche Ordnungshilfsmittel auf und im Schreibtisch, wie Briefkörbe, Unterschriftsmappen, Behälter für die ungelochte Aufbewahrung, Plastic-Artikel wie Sichthüllen, Ringbücher usw.

Mit anderen Worten, Ordnungsmittel für alle, die Schriftgut preiswert, arbeitsgerecht und zuverlässig aufbewahren müssen, gleichgültig, ob am Arbeitsplatz, zu Hause oder in der Schule.



Leitz Ordnungsmittel mit hohem Qualitäts-Standard sind in 120 Ländern ein Wertbegriff.



LEITZ

Louis Leitz, 7000 Stuttgart 30

gern des Landes für «vermehrte Kenntnis und vertieftes Verständnis ihrer Heimat» erbrachten Leistungen zu würdigen. Prämiert werden sollen herausragende und selbständig in der Freizeit erstellte Arbeiten.

Persönliches

PROF. DR. ADOLF SCHAHL, Murrhardt, ist am 30. 12. 1982 im Alter von 74 Jahren gestorben. Wenige Wochen vorher war Dr. Schahl noch von Ministerpräsident Lothar Späth mit dem Professortitel ausgezeichnet worden, weil er wesentlich zur kulturhistorischen Erschließung des Landes beigetragen habe. Dr. Adolf Schahl war von 1950 bis März 1972 Geschäftsführer des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES, der ihn später mit der Ehrenmitgliedschaft auszeichnete. Den Mitgliedern ist Dr. Adolf Schahl durch zahlreiche Führungen und Veröffentlichungen bekannt.

PROFESSOR KARL GÜTZ, Stuttgart, feiert am 11. März 1983 seinen 80. Geburtstag. Professor Karl Götz ist Ehrenmitglied des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES und durch viele Bücher in unserem Lande wohlbekannt.

Mitgliederwerbung 1982

Jedes neugewonnene Mitglied hilft dem SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND bei der Erfüllung seiner vielfältigen Aufgaben. Jede Werbung eines neuen Mitglieds ist doppelte Hilfe! Der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND dankt allen Mitgliedern, die im abgelaufenen Jahr auf diese Weise fördernd und helfend mitgearbeitet haben.

1982 haben den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND durch Werbung neuer Mitglieder gefördert: 9 Mitglieder warb: Albert Mühleisen, Stuttgart 70. 7 Mitglieder warb: Albert Rothmund, Schwäbisch Hall. 6 Mitglieder warb: Hans Fuchs, Heilbronn. 4 Mitglieder warb: Dr. Dr. Rudolf Bütterlin, Münsingen. 3 Mitglieder warben: Winfried Assfalg, Riedlingen – Jürgen Brucklacher, Tübingen – Helmut Erkert, Backnang – Ernst und Anneliese Läßle, Ditzingen – Berta Mildnerberger, Winnenden. 2 Mitglieder war-

ben: Rut Birn, Tübingen – Prof. Willi K. Birn, Tübingen – Helmut Billig, Kirchheim/Teck – Martin Hauff, Altheim/Alb – Maria Heitland, Tübingen – Gertrud Hertter, Stuttgart 80. – Dr. Walter Keller, Göppingen – Hermann Krieg, Weil der Stadt – Werner Kurz, Heilbronn – Liesel Laun, Stuttgart 1 – Christiane Peters, Korntal – Gertrud Schnaible, Stuttgart 70 – Dr. Wilfried Setzler, Tübingen – Erika Ungerer, Waiblingen. 1 Mitglied warben: Willy Achauer, Esslingen – Josef Angele, Laupheim – Lieselotte Bader, Stuttgart 40 – Lotte Böss, Tübingen – Martin Blümcke, Pfullingen – Maria Bodien, Stuttgart 1 – Dr. Lore Braun, Winnenden – Karl Britting, Ulm – Walter Bühler, Isny. – Hugo Burkhardt, Leonberg – Alfred Buschle, Ummendorf – Fritz Decker, Mochenwangen – Helene Diehl, Baltmannsweiler – Magda Dieter, Ludwigsburg – Gertrud Dorn, Stuttgart 30 – Bruno Dürr, Schwaikheim – Heribert Feitel, Brunhilde Feldengut, Kirchheim/Teck – Stuttgart 40 – Dora Flogaus, Biberach – Therese Freund, Winnenden – Werner Frasch, Stuttgart 70 – Reinhardt Fulda, Stuttgart 70 – Heinz Glaiber, Stuttgart 75 – Hanne Glaser-Köngeter, Stuttgart 80 – Inge Graf, Tübingen – Adelheid Günther, Denkendorf – Elfriede Hahn, Heilbronn – Erika Hammer, Stuttgart 1 – Dr. Else Hartmann, Böblingen – Dr. Rüdiger Hartmann, Münsingen – Peter Hawel, München – Inge Hedrich, Stuttgart 70 – Ingeborg Heide, Stuttgart 40 – Dr. Hedwig Heiland, Stuttgart 1 – Frau von der Heyde, Stuttgart 40 – Anneliese Heyer, Kornwestheim – Maria Hoersch, Schorndorf – Marta Hubischta, Stuttgart 70 – Martin Itschert, Ulm – Gabi Jopp, Stuttgart 1 – Dr. Heinz Junken, Tübingen – Gesa Kälberer, Sulz-Glatt – Gertrud Kaendler, Stuttgart 1 – Lore Kärcher, Stuttgart 1 – Lina Keller, Stuttgart 1 – Helmut Kettner, Reutlingen – Eugen Klumpp, Ludwigsburg – Dr. Dr. Eckart Knittel, Fellbach – Walter Knoblauch, Stuttgart 1 – Ursula Körner, Stuttgart 1 – Werner Kraus, Kornwestheim – Gretel Kreh, Winnenden – Liselotte Kraft, Lichtenstein – Dr. Hubert Krins, Tübingen – Max Krüger, Döffingen – Walter Krüger, Niederstetten – Juliane Kruspe, Stuttgart 1 – Margarete Krutina,

Stuttgart 1 – Rolf Lauser, Kupferzell – Albert Lebsanft, Stuttgart 50 – Else Lehle, Aichwald – Helmut Letzgus, Bodelshausen – Willy Leygraf, Reutlingen – Dr. Johannes Macholz, Korb – Gertrud Maier, Köngen – Günter Mann, Schorndorf – Dr. Christa von Massenbach, Backnang – Martha Maurer, Stuttgart 70 – Ruth Meyding, Stuttgart 1 – Margot Jäger, Ludwigsburg – Helga Mössinger, Esslingen – Hermann Nesch, Nagold 7 – Frida Nirk, Stuttgart 1 – Erna Ohl, Stuttgart 40 – Dr. Andreas Pfeiffer, Heilbronn – Maria Pfeifle, Göppingen – Elfriede Reber, Murrhardt – Hedwig Reis, Ludwigsburg – Dr. Georg Renk, Stuttgart 1 – Liselotte Reuss, Brakenheim – Helga Rilling, Stuttgart 1 – Eberhard Rothermel, Isny – Anna-Maria Rückgauer, Stuttgart 75 – Kurt Sautter, Stuttgart 80 – Gregor Schädel, Neckarsulm – Wolfram Schick, Oberndorf – Margarete Schmid, Tübingen – Marianne Schmidgall, Tübingen – Edeltrudis Schmid, Münsingen – Karl-Heinz Schnaitmann, Weinstadt – Helga Schöneborn, Stuttgart – Irmgard Schütz, Heilbronn – Prof. Dr. Ernst Schüz, Ludwigsburg – Elisabeth Schnuck, Leonberg – Anna Schwartz, Blaustein – Hans-Joachim Solleder, Ostrach – Hans-Reiner Soppa, Tübingen – Ferdinand Steingoetter, Stuttgart – Anneliese Ströbel, Stuttgart – E. Theobald, Stuttgart – Prof. Joachim Veil, Stuttgart – Lisel Voigt, Stuttgart – Carola Weidl, Backnang – Hertha Weinrich, Stuttgart – Else Weis, Stuttgart – Albert Wendel, Künzelsau – Hella Weyland, Winterbach – Lisbeth Witttek, Stuttgart – Maria Zabelt, Stuttgart – Hadulint Ziegler, Tübingen – Friedel Zoller, Tübingen – Paul Zorn, Leutkirch.

Aus drucktechnischen Gründen konnten nur Werbungen bis 15. November 1982 berücksichtigt werden. Spätere Werbungen werden 1983 vermerkt.

Unter den Mitgliedern, die im letzten Jahr dem SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND neue Mitglieder gewonnen haben, wurden auch in diesem Jahr wieder die ausgesetzten Preise verlost: 70 wertvolle Bücher. (Die glücklichen Gewinner haben ihre Preise inzwischen erhalten.)

Vortragsveranstaltungen im Winterhalbjahr 1982/83

Mittwoch, 23. Februar 1983, 19.30 Uhr
Wilhelmspalais Stuttgart, Konrad-Adenauer-Straße 2

Dr. Wolfgang Irtenkauf, Stuttgart:
Schwäbische Buchmalerei der Romantik
Vortrag mit Farbdias

Mittwoch, 23. März 1983, 19.30 Uhr
Wilhelmspalais Stuttgart, Konrad-Adenauer-Straße 2

Dr. Hans-Martin Maurer, Stuttgart:
Burgenland Pfalz
Die maxima vis regni der Stauferzeit
um den Trifels und Kaiserslautern
Vortrag mit Farbdias

Studienfahrten 1983

21

Hohenlohe
Bäuerliche, handwerkliche und industrielle Kultur
Führung: Albert Rothmund

Samstag, 25. Juni 1983

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

Teilnehmergebühr: DM 35,-

Stuttgart – Kupferzell – Schwäbisch Hall – Wackershofen –
Gröningen – Oberrot-Marhördt **oder** Weikersheim –
Stuttgart

41

Advent in Coburg und Umgebung
Führung: Dr. Wolfgang Irtenkauf

Freitag, 2. Dezember 1983, bis Sonntag, 4. Dezember 1983

Abfahrt: 7.30 Uhr am Karlsplatz

Teilnehmergebühr: DM 116,-

Freitag: BAB Würzburg – Bamberg – Coburg – Coburger
Ländchen

Samstag: Der Tag gilt der Stadt und ihren Sehenswürdig-
keiten.

Eine kurze Ausfahrt ins Coburger Ländchen (2. Teil)
schließt sich an

Sonntag: Rückfahrt an den Haßbergen entlang ins Maintal
Richtung Schweinfurt, dann BAB Würzburg – Stuttgart
Coburg, einer Stadt der mitteldeutschen (nicht fränki-
schen) Renaissance, der vom «englischen Stil» geprägten
Burgenromantik (Veste) und der Spielwarenindustrie, ist
das Ziel der diesjährigen Adventsfahrt. Die Geschichte
führt uns sechs Jahrhunderte zurück nach Sachsen, deren
Herzöge bis 1918 dieser Stadt ihr bauliches Gesicht gaben.
In die Fahrt eingeschlossen sind – entsprechende Witte-
rungsverhältnisse vorausgesetzt – kurze Ausflüge ins Co-
burger Land mit seinen kleinen Städten (Rodach und
Neustadt) und den vielen alten Schlössern.

Die Nähe zu Thüringen gibt dieser Stadt heute noch ein
traditionelles vorweihnachtliches Gepräge, das zu erleben
in den «Freistunden» möglich ist.

Weitere Veranstaltungen

Stuttgart-Süd: Geschichte und Gegenwart I
Karlshöhe – Fangelsbachfriedhof – Matthäuskirche
Führung: Hermann Ziegler

Samstag, 23. April 1983

Treffpunkt, 14.00 Uhr Ecke Marien- und Silberburgstraße
(Omnibuslinie 41)

Dauer der Besichtigungen etwa 2½ Stunden

Teilnehmergebühr: DM 5,-

Nach der Besichtigung der östlichen Teile des Stadtbezirks
Stuttgart-Süd im Jahr 1982 wollen wir von der Karlshöhe
aus typische frühere Villenstraßen vom Ende des 19. Jahr-
hunderts und einige Straßen aus der Zeit des Zusam-
menwachsens der Stadt mit dem einstigen Weiler Heselach
durchwandern. Ferner den Fangelsbachfriedhof von 1823
mit den wichtigsten Gräbern der Schiller-Nachfahren,
von Thouret, Pauly, Gustav Siegle und Karl Weller, dann
zur Markuskirche und den einstigen Mühlen im Nesen-
bachtal bis zur Matthäuskirche.

Stuttgart-Süd: Geschichte und Gegenwart II
Alt-Heselach

Führung: Hermann Ziegler

Samstag, 14. Mai 1983

Treffpunkt 14.00 Uhr Ecke Schickhardt- und Adlerstraße
(Omnibuslinie 42) beim Schwabtunnel

Dauer der Besichtigungen etwa 2½ Stunden

Teilnehmergebühr: DM 5,-

Zwei Jugendstilhäuser und die ältesten Teile des Weilers
Heselach, der jahrzehntelang zur Karlvorstadt Heselach
aufgewertet worden war, besonders der Bihlplatz und der
zweite alte Ortskern, die Böhmisreute, den Friedhof Heselach
mit dem Meisterwerk Saluccis, der Benckendorff-Kapelle,
und die wechselvolle Geschichte sollen uns diesen
Teil des Stadtbezirks Süd näherbringen.

Stuttgart-Mitte: Geschichte und Gegenwart III
Der Hoppenlaufriedhof

Führung: Hermann Ziegler

Samstag, 24. September 1983

Treffpunkt 14.00 Uhr am Haupteingang des Friedhofs bei
der Holzgartenstraße (Max-Kade-Haus), Haltestelle der
Straßenbahn Berliner Platz – Liederhalle, Omnibushalte-
stellen 40 und 43 Hegelplatz

Dauer etwa 2½ Stunden

Teilnehmergebühr: DM 5,-

Der unter Denkmalschutz stehende Hoppenlau-Friedhof,
in seinem ältesten Teil 1626 eröffnet, bis 1850 mehrfach
erweitert und bis 1880 als Friedhof benützt, wird schwer-
punktmäßig erklärt. Besonders ausführlich sollen die
neuerdings renovierten Grabmale um die Abteilung 4 be-
handelt werden.